Protestantenblatt.

Wochenschrift für den deutschen Protestantismus.

Unter Mitwirkung von Gesinnungsgenossen herausgegeben von R. Emde, Bremen, und D. M. Fischer, Berlin.

38. Jahrgang.

Nr. 8 Bremen-Berlin, den 18. Februar **1905**

Erscheint jeden Sonnabend. — Preis: Vierteljährlich 1,50 Mark. Bei direkter Zusendung 40 Pf. für Porto mehr. — Bestellungen nehmen sämtliche Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes entgegen. Postzeitungsliste 6244 a. — Anzeigen pr. Zeile 30 Pf., Reklame pr. Zeile 80 Pf.

Inhalt: Das Leben — ein Kunstwerk. Von R. Herrmann. — Beiträge zur Kulturpsychologie der Gegenwart. Von Ths. Achelis. — Christentum und Kultur. I. Von Gebhardt. — Von der Religion der alten Römer. I. Von Wilhelm Heymann. — Die russische Kirche. I. Von G. Schönwald. — Vom Büchertisch.

Das Leben — ein Kunstwerk.

Neulich war ich in der Werkstätte eines Kunstschnitzers. Da stehen und liegen an der Wand auf langen Regalen allerlei Gebilde seiner Hand, Schwalben und Eulen, Hirsche und Menschen, kunstvoll aus Holz geschnitzt. Der Schnitzer selbst sitzt über seine Arbeit gebeugt und bearbeitet mit seinen scharfen Messern ein Stück Holz. Noch sieht man nicht, was daraus werden mag. Aber der Schnitzer weiß es ganz genau. Er hat sich seinen Plan gemacht und sieht im Geist statt des unbeholfenen Holzklumpens schon die fertige Gestalt. Und nun ist all seine Aufmerksamkeit auf sein Schnitzen und Meißeln gerichtet. Denn er weiß, daß sein Werk verdorben ist, wenn er irgendwo nur ein paar Millimeter zu viel wegschneidet.

Und nun erst der Bildhauer, der am spröden Marmor arbeitet, um etwas von seiner Seele hineinzumeißeln in den weißen Stein. Er hat sich ganz genau seinen Plan gemacht, und nun — „jeder Muskel, jeder Nerv gespannt, das Auge schier erstarrt vor Interesse: gelingt's jetzt?" Er weiß genau, was auf dem Spiele steht, daß ein unbewachter Augenblick seinem Werke einen häßlichen Schandfleck anheften kann.

So ist auch ein rechtes Menschenleben ein Kunstwerk. Etwas, was nach einem festen Plan herausgearbeitet wird. Etwas, was durch eine unbewachte Stunde schwer beschädigt werden kann. — Ich rede nicht von dem äußeren Verlauf unseres Lebens, von all dem, was wir unser Schicksal nennen. Ob das Leben uns in diese Ecke Deutschlands führt oder in jene, ob der äußere Rahmen unseres Daseins — Schönheit, Besitz, Einfluß, Wirkungskreis — so oder so ist, — das gehört nicht zum Kunstwerk unseres Lebens. Hierbei ist kein fester Plan. Glücklich ist der, dem bei einigen wichtigen Wendepunkten seines Lebens Gottes Hand spürbar wird — ganz werden wir unser äußeres Leben für unser Empfinden nicht in Vorsehung auflösen können, ganz werden wir das Gefühl, daß hier auch „Zufall" sei, nicht los werden. Es ist zu viel Kleinliches dabei. Und übrigens: alles das, ob wir's nun als „Zufall" oder als Vorsehung empfinden, gehört nicht zum Kunstwerk, ist höchstens Meißel und Messer, Werkzeug des großen Künstlers, des All-Künstlers.

Wer aber Mensch ist im Vollsinn des Worts und neben dem äußeren Leben ein inneres kennt, der weiß, daß unabhängig vom Wogen des Schicksals etwas in uns ist, das wie ein Fels in der Brandung steht. Unbeweglich, aber nicht unveränderlich. Aus dem Fels soll ein Kunstwerk werden.

Aber wie?

Nun, nach einem festen Plan, so wie Klingers Beethoven nur nach einem festen Plan aus dem Marmor heraus entstand. Der Mensch muß sich selbst seinen Plan machen und sein Ziel vor sich schauen. Oder richtiger: er muß den Plan belauschen, den der große All-Künstler in bezug auf ihn gehabt hat von Ewigkeit her.

Aber wie das?

Vor kurzem las ich als Motto über den „Ausgewählten Gedichten" eines Führers der Moderne:

„Das Leben ist des Lebens Lust!
Hinein, hinein mit blinden Händen;
Du hast noch nie das Ziel gewußt!"

Es ist die Parole vom unbedingten Sichausleben, der heute viele folgen. Sie nennen den All-Künstler: Mutter Natur, und sie sagen: es gibt keine andere Treue, als die gegen sich selbst; keinen anderen Gehorsam als den gegen die Triebe, die Mutter Natur in den Menschen legte.

Also das wäre der Plan, den wir zu belauschen und dem wir uns anzupassen hätten? Dann wüßten wir freilich nie das Ziel. Denn wir können nicht wissen, wie der „zufällige" Wechsel der äußeren Verhältnisse unser inneres Leben beeinflußt, was für Reize und Triebe er in uns auslöst. Ich finde, daß die Parole vom unbedingten Sichausleben, von der Treue gegen sich selbst in diesem Sinne eine fatale Verwandtschaft mit dem Fatalismus der Muhamedaner hat; nur vom äußerlichen ins innerliche übersetzt.

Recht verstanden freilich ist diese Parole richtig. Es kommt nämlich darauf an, was man unter dem „Ich selbst" versteht. Ob man damit das Unbewegliche in uns meint, den „metaphysischen" Kern unseres Wesens, oder wie man's sonst nennen will; oder ob man meint dieses Unbewegliche samt seinen Veränderungen, die durch unsere Erziehung, durch unser Milieu, durch unser Schicksal hervorgerufen sind. Es kommt das schließlich auf die Frage hinaus, ob diese Veränderungen, soweit sie außerhalb des Bereichs unserer Verantwortung liegen, sämtlich auf der Linie des Planes gelegen sind, den der All-Künstler mit uns hat. Sobald man diese Frage so stellt, wird klar, daß sie verneint werden muß. Und dann ist weiter klar, daß die Parole vom unbedingten Sichausleben, ohne das Ziel zu wissen, gar nicht Treue gegen sich selbst, oder richtiger: gegen unser wahres Selbst, ist.

Käme nun weiter die Frage, wie wir unser wahres Selbst erkennen und den Plan, den der All-Künstler für seine Entwicklung und Veränderung hat? Ich meine so:

man muß sich in seiner Besonderheit erfassen und dann von da aus eine Linie ziehen zum Menschheitsideal, d. h. zum Christus. Das ist nicht als Uniformierung gemeint. Die Linien sind alle verschieden. Ich kann mir sogar denken, daß jemand gar nicht weiß, daß die Linie, die er sich gezogen hat, zu Jesus hinläuft. Ich meine aber, daß das bewußte Ziehen dieser Linien die beste Methode ist, um hinter den Plan zu kommen, den der große All-Künstler mit unserem Leben hat. Daß wir nicht diesen Plan durchkreuzen, denn das bedeutet ein verdorbenes Leben. Daß wir nicht in unbewachten Stunden, nur allzu gehorsam den Trieben, die durch „zufällige" äußere Erlebnisse in uns ausgelöst werden, häßliche Schandflecke dem Kunstwerk zufügen, das der große All-Künstler aus uns machen will, — nicht nur aus den Genies, sondern auch aus uns Durchschnittsmenschen.

Oberweid. R. Herrmann.

Beiträge zur Kulturpsychologie der Gegenwart.*)

Wenn nicht alle Anzeichen trügen, so ist das Stadium der ausgesprochenen Mißachtung, unter welcher die Philosophie jahrelang so schwer zu leiden hatte, vorüber; überall, ja gerade dort, wo die frühere Königin der Wissenschaften am tötlichsten gehaßt wurde, regt sich wieder das Streben nach einer über den engen fachwissenschaftlichen Kreis hinausgreifenden und die zerstreuten Materialien zu einer allgemeinen Weltanschauung zusammenfassenden Erkenntnis. Selbst die arge Zerfahrenheit, die grellen Widersprüche, die dabei auftauchen, sind in diesem Sinne als hoffnungsvolle Symptome einer späteren Regeneration zu begrüßen; wenigstens gilt es nicht mehr mit der stumpfen Gleichgültigkeit zu kämpfen, der schlimmsten Feindin jedes geistigen Fortschritts. Gewiß ist noch mancherlei sonst zu beklagen; in weiten Kreisen nach wie vor das verhängnisvolle Übergewicht materieller Interessen, das vielleicht nicht wenig durch die sich stets mehrenden Siege der Technik befestigt wird, hier und da auch jener müde, blasierte Zweifel unreifer Menschen, die, nie gewohnt an ernste, methodische Arbeit, ein trauriges Vergnügen darin finden, mit anscheinend geistreichen Bemerkungen und Aperçus sich über die großen Systeme früherer Denker lustig zu machen (eine Verwahrlosung, die wir m. E. Nietzsches verhängnisvollem Vorgehen zu verdanken haben), eine gewisse Kulturmüdigkeit, die auffallend an das zur Neige gehende 18. Jahrhundert erinnert, und mit ihr im Gefolge das Unvermögen oder wenigstens die Unlust, den uralten, für jeden und jede Generation zu bestehenden Kampf zwischen Glauben und Wissen mit besten Kräften zu bestehen. Und doch leuchtet aus all dem Dunkel ein Strahl der Morgenröte, — die Gegensätze berühren sich einmal wieder hart und treiben einander hervor, so daß es paradox klingt und doch völlig zutrifft, wenn R. Eucken in dem vorliegenden Buche, auf das wir die Aufmerksamkeit unserer Leser lenken möchten, sagt: Nie war so viel die Rede von Monismus, als heute, und nie war der Mensch so entfernt von einer wahrhaftigen Einheit.

Wo schlägt die Geburtsstunde der Philosophie? In dem Augenblick, wo, wie erst schon angedeutet, sich dem Menschen mit unwiderstehlicher Wucht die Notwendigkeit einer über den beschränkten Kreis empirischer Beobachtung sich erhebenden allgemeinen Betrachtung aufdrängt, weil eben die bisher angewandten Mittel schlechterdings versagen. Deshalb ist sie umgekehrt auch stets an die Erfahrung, an das Kulturniveau der jeweiligen Epoche gebunden, in welchem sie sich stets getreu widerspiegelt. Wie grundverschieden (ruft unser Gewährsmann aus) ist z. B. die Art und das Streben der Philosophie im indischen und im vorderasiatisch-europäischen Kulturkreise gemäß dem Typus des Lebens hier und dort! Dort weniger eine Durchdringung und Überwindung der Welt als eine Ablösung und Befreiung von ihr, nicht eine Steigerung des Lebens, um es auch gegen die härtesten Widerstände durchzusetzen, sondern eine Herabstimmung, ein Auflösen aller Härte, ein Verschwimmen und Verschwinden, eine tiefsinnige, aber tatenlose Kontemplation; hier dagegen ein kräftiger Lebenstrieb, ein zähes Festhalten des Daseins gegenüber allen Widerständen, ein Zurückkehren zur Selbstbejahung aus aller Erschütterung und scheinbaren Vernichtung, ein Vordringen durch alle Hemmungen zur Entwerfung neuer Welten und zur Hoffnung neuer Lebensformen. Warum konnten die Systeme freischwebender Spekulation unsere Väter unwiderstehlich fortreißen, während sie uns durchaus fremdartig anmuten und auch den eifrigsten Wiederbelebungsversuchen die rechte Überzeugungskraft fehlt? Weil sich seitdem die Gesamtlage und damit die Grundstimmung des Lebens wesentlich verändert hat. Damals fühlte sich der Mensch mit seinem geistigen Schaffen im Mittelpunkt der Welt; wie dieses Schaffen alle Wirklichkeit in Vernunft zu verwandeln schien, so durften seine Begriffe hoffen, bei mutigem Vordringen die letzte Tiefe der Welt zu erschließen, so schien der Vollbesitz der Wahrheit kein zu kühnes Verlangen. Heute dagegen beherrscht uns die Empfindung der verschwindenden Kleinheit des Menschen gegenüber der unermeßlichen Welt, und statt im Zentrum fühlen wir uns an der Peripherie der Dinge, heute faßt sich das geistige Leben nicht zur Einheit eines Schaffens zusammen, heute bedrängen uns zugleich schwere Verwicklungen im eigenen Kreise des Menschen. Behauptet sich bei solcher Lage überhaupt ein philosophisches Streben, so müssen wir langsam diese Kraft sammeln und können nur vorsichtigen Schrittes vom Saume der Dinge her einigermaßen vordringen (S. 100). So ist die Philosophie ihrem ganzen Inhalt und Umfang nach, wie es gar nicht anders sein kann, abhängig von der Erfahrung, relativ bedingt, aber trotzdem muß sie, und das ist ihr eigentliches Vorrecht und Kennzeichen, einen ewigen, typischen Gehalt anstreben, der ihr eine völlige Weltüberlegenheit sichert, wie sie sonst keiner anderen Wissenschaft zukommt. Das hier im einzelnen auszuführen, ja nur zu begründen, ist völlig unmöglich; es muß genügen, auf einige besonders epochemachenden Entdeckungen auf diesem Felde hinzuweisen. Wir rechnen dahin die tiefsinnige Reform der Erkenntnistheorie durch Kant, die Unterscheidung des jeweiligen Inhalts eines sittlichen Gebots oder Verbots von der ganz allgemeinen Norm des Sollens im Pflichtbegriff, die Idealität der Sinneswahrnehmungen u. a. Wer die Möglichkeit solcher allgemeinen Wahrheiten und Prinzipien leugnet oder z. B. auch der Gültigkeit und Evidenz der Kausalität seine Anerkennung versagt, mit dem ist schlechterdings nicht zu streiten, weil eben die zuständigen formalen Voraussetzungen für die Diskussion fehlen; für den gibt es demzufolge auch keine gesetzmäßig zusammenhängende Wirklichkeit, sondern nur ein bunt zusammengewürfeltes Chaos.

Die moderne Naturforschung ist im gewissen Sinne mit vollem Recht stolz auf ihre Entwicklungslehre, mit der sie in prähistorische, jeder menschlichen Überlieferung entrückte Zeiten ein klärendes Licht getragen, und vermöge deren auch andere Forschungsgebiete nachhaltig beeinflußt und befruchtet sind. Aber, wie es nur zu häufig zu gehen pflegt, es stellt sich dann eine gewisse übermütige, trunkene Stimmung ein, die der nüchternen, methodischen Arbeit sehr gefährlich zu werden verspricht. Man glaubte mit diesem Zauberwort alle Rätsel auf Erden wie im Himmel mit spielender Leichtigkeit lösen zu können, unter Zuhülfenahme wenigstens gewisser anderer Voraussetzungen (möglichst großer Zeiträume, allmählicher Umwandlung und Anpassung 2c.). Das Ganze wirkt (erklärt Eucken) mit der frischen Kraft einer eben errungenen Anschauung, es läßt in allen Erfahrungen Neues sehen, es bringt sonst zerstreute Daten in einen aufhellenden Zusammenhang; es ist mit seiner Zurückwendung des Blickes in aller Einfachheit zugleich großer Überraschungen fähig. Die Nährbedingungen unserer Existenz, das Fortwirken

*) Mit besonderer Rücksicht auf das Buch von R. Eucken: „Geistige Strömungen der Gegenwart." (3. Aufl. Leipzig. Veit u. Komp. 1904. Preis 8 Mark.)

elementarer Triebe inmitten aller Kompliziertheit des Kulturlebens, die Langsamkeit und Schwerfälligkeit des geschichtlichen Aufsteigens, sie kommen nunmehr zur vollen Anerkennung; das Bild unseres Daseins scheint mit dem allen weit farbiger und lebenswahrer zu werden, zugleich aber das Wirken zur Verbesserung der menschlichen Lage festere Angriffspunkte zu gewinnen (S. 201). Für jedes schärfere Nachdenken ergeben sich bald die schlimmsten Ärgernisse, völlige Unhaltbarkeiten und Widersprüche; verwandeln wir alles geistige Leben in ein Spiel von Atomen, stellt alle Entwicklung lediglich den inhaltsleeren Schauplatz für alle möglichen äußeren Faktoren dar, so verstricken wir uns immer tiefer in einen törichten Materialismus. Vor allem wird dabei die eine fundamentale Tatsache übersehen (die neuerdings den konsequenten Deszendenztheoretikern, wie z. B. Bölsche, aufzudämmern beginnt), daß alle Entwicklung letzten Endes eine organische, d. h. stufenmäßige, gesetzliche Entfaltung innerer Keime und Anlagen ist. Durch keine noch so große Zauberei kann in diesen Werdegang irgend etwas schlechthin Neues hineingebracht werden, was nicht schon vorher, sei es auch noch so kümmerlich und unscheinbar, darin schlummerte. Das gilt nicht nur körperlich, sondern vor allen Dingen auch geistig und sittlich, und gerade auf diesem gefährlichen evolutionistischen Gebiet (wie z. B. der Ethik) werden von vornherein die verhängnisvollsten Irrtümer begangen, die dann natürlich ihre weiteren schlimmen Konsequenzen nach sich ziehen. Damit hängt, wenigstens mittelbar, die Überschätzung der materiellen Erfolge unserer Tage zusammen, so daß man schon lediglich im Hinblick hierauf in einem höchst bedenklichen Glauben an einen ununterbrochenen Fortschritt der Kultur schwelgt (der sonst so verbreitete Pessimismus verwandelt sich hier in einen nicht minder gefährlichen, gleisnerischen Optimismus). Noch enger ist die Fühlung mit der landläufigen, im Tone angeblich wissenschaftlicher Überlegenheit ausgesprochenen Verachtung der Zwecke, die zum Köhlerglauben gehören, um ein vielberufenes Wort anzuführen. Gewiß wollen wir keinem anthropozentrischen Vitalismus den Weg bahnen, aber für eine unbefangene kritische Prüfung stellt es sich immer mehr, wie Wundt, Hartmann, Fechner, Laßwitz, Paulsen 2c. erklären, als völlig unmöglich heraus, auf Zweckvorstellungen innerhalb des animalischen Gebietes Verzicht zu leisten. Ganz allgemein faßt Eucken das Verhältnis so: Der Gegensatz erlangt seine höchste Spannung bei der Frage des Verhältnisses von Natur und Geistesleben. Ist dieses ein bloßes Produkt jener, oder beginnt mit ihm eine wesentlich neue Stufe der Wirklichkeit? Die Beantwortung dieser Frage entscheidet auch über Recht und Unrecht des Zweckes. Ist das Geistesleben mit seiner Innerlichkeit und Ganzheit etwas Selbständiges, nicht ein bloßes Ereignis der Natur, so gehört es von vornherein zum Ganzen, so muß es von vornherein in der Bewegung wirksam sein und ihr eine Richtung zu sich geben; dann erhält das Weltgeschehen ein Ziel und dann wird die spekulative und metaphysische Weltbetrachtung der Zweckidee nicht entraten können; ist aber das Geistesleben ein bloßes Erzeugnis der Natur, so entfällt alles Ziel und mit ihm auch der Zweck; dann treibt die Welt und mit ihr die Menschheit sinnlos ins Vage und Leere dahin (S. 149). Nicht viel besser und richtiger ist der Kampf zwischen mechanisch und organisch, wobei es sich meist um Mißverständnisse und gelegentliche Grenzüberschreitungen handelt. So sehr der Mechanismus die zutreffende Methode für das Gebiet der anorganischen Natur ist, so wenig reicht er aus, um den Begriff einer Lebensgemeinschaft oder irgend einer geistigen Leistung und Entwicklung zu erschöpfen. Mit dem Wort organisch ist es umgekehrt auch nicht getan, da hier meist eine Phrase die mangelnde Begründung verdecken soll. Gerade in der modernen Soziologie (so bei Schäffle und noch stärker bei Lilienfeld) ist mit der Benutzung biologischer Analogien ein arger Mißbrauch getrieben, der noch jetzt fortwuchert. Ein einfaches Besinnen lehrt, daß statt Organismus Organisation zu setzen ist, dann ist alles in schönster Ordnung, weil wir es ja nun mit zweckmäßigen Handlungen eines bewußten Wesens zu tun haben. Am allerstärksten aber offenbart sich der Gegensatz und die Feindschaft dieser Ideen in dem immer wieder ausbrechenden Streit zwischen Gesellschaft und Individuum, auf den wir bei der ausschlaggebenden Wichtigkeit der Sache noch mit einigen Worten eingehen müssen.

Gerade hier auf dieser Linie prallen die Gegensätze besonders schroff auf einander; auf der einen Seite die breite, durch die Naturforschung und Ethnologie besonders vertretene soziale Strömung, die nur von allgemeinen geistigen Faktoren weiß unter Ausschluß jeder individuellen Wirksamkeit — das Individuum gibt lediglich den Schauplatz ab, wo sich diese äußeren Einflüsse und Bedingungen treffen —, und anderseits wieder der radikale Individualismus eines Nietzsche, dem die ganze Geschichte nur ein Umweg ist zu einigen großen Männern, ein Geniekultus, der nicht unbedenkliche Formen in der jüngeren Generation anzunehmen droht. Es liegt hier wie so oft eine ungeschichtliche und unpsychologische Betrachtung vor; beides, Umwelt, Gesellschaft und Individuum sind unlösbare Glieder einer fortwährenden Wechselwirkung, die eben nur eine einseitige, künstliche Abstraktion in ihrer Bedeutung verkennen kann. Es gibt weder einen Menschen, der völlig unberührt von diesem geistigen Strom wäre — diese Fiktion der Aufklärungsphilosophie sollte man allmählich zu den Toten legen —, noch irgend ein Gesamtleben ohne die letzt erreichbare schöpferische Quelle des persönlichen Bewußtseins. Wäre dies nicht vorhanden, so würde mit einem Schlage alle Kultur in Nichts zusammenbrechen, würde anderseits der Einzelne nicht fortwährend durch die geistige Atmosphäre, die ihn umgibt, berührt und angeregt, so würde er intellektuell absterben, vielleicht einer unfruchtbaren Mystik verfallen oder zu einem lächerlichen Sonderling werden. Daß über diesen wichtigen Punkt so vielfach Unklarheit bei uns herrscht, ja der Umstand, daß sich das normale Verhältnis dieser Glieder zu einander verschoben hat, ist abermals ein Beweis für die innere Krisis, in der wir uns zur Zeit befinden. Eucken stellt sich folgendermaßen zum Problem: Individuum und Gesellschaft sind notwendige Mittel und Erscheinungsweisen des Geisteslebens, es bedarf zu seiner Ursprünglichkeit der Individuen, zu seiner Befestigung der Gesellschaft; Individuum aber und Gesellschaft ziehen ihre Kraft und Wahrheit nicht aus sich selbst, sondern aus den geistigen Zusammenhängen, denen sie dienen. Das Verhältnis von Individuum und Gesellschaft wird sich auf dem Boden der Geschichte verschieden gestalten; die Gesellschaft hat den Zug des Lebens für sich, wo es nach Auflösungen und Erschütterungen vor allem einer Befestigung bedarf, wie z. B. gegen Ausgang des Altertums. Was damals auch die kräftigsten Individuen zwingend zur Anlehnung an die Gemeinschaft trieb, das stellt uns namentlich Augustin klar vor Augen. Die Bewegung zum Individuum dagegen erhält das Übergewicht, wo frisch aufstrebende Kräfte die überkommenen Ordnungen als zu eng und starr empfinden und sich in Befreiung von ihnen neue Bahnen zu suchen haben. Das war die Hauptwoge der Neuzeit bis ins 19. Jahrhundert hinein. Daß dann ein Rückschlag kam, und daß in der Gegenwart sowohl die Gesellschaft als das Individuum eine Verstärkung verlangt, daß eine praktisch-soziale und eine künstlerisch-individuale Art um den Menschen kämpfen, das zeigt mit besonderer Deutlichkeit die innere Zerklüftung unserer Zeit, das muß aber zugleich als ein starker Antrieb zur Erhebung über jenen Gegensatz, zur Wendung von einer bloßen Menschenkultur zu einer Geistes- und Wesenskultur wirken. Nur durch ein inneres Vordringen des Lebens läßt sich jener Zerklüftung begegnen; denn was überall von den echten Problemen, das gilt besonders hier, daß nicht Meinungen gegen Meinungen, sondern Lebensentfaltungen gegen Lebensentfaltungen stehen (S. 310). Es handelt sich auch hier, wie bei allen geistigen Vorgängen, für den Menschen um die Herausbildung aus dem ziemlich indifferenten Zustand des Individuums zu einer

charaktervollen, sich selbst gewissen und damit erst letzten Endes vollverantwortlichen Persönlichkeit, erst dann kann von einer echten Bildung und Kultur gegenüber aller bloß intellektuellen Aufklärung die Rede sein. Es gilt nicht nur umfassende, großartige Systeme zu bilden, sondern zunächst die Weltanschauung konkret darzustellen, die Philosophie wieder in der alten Bedeutung der Lebenskunst zu erfassen, nur dann kann sie eine Erlöserin sein aus dem unendlichen Wirrsal, das unser besseres Ich schier zu ersticken droht. Nicht zum wenigsten, um auch das noch hinzuzufügen, auf dem vielumstrittenen religiösen Felde, wo bei aller Verarmung und leeren dogmatischen Rechthaberei in den letzten Jahren unser Volk doch wieder jener unausrottbare Zug nach der Höhe, eine tiefe Ehrfurcht und Andacht vor den höchsten Idealen menschlicher Sehnsucht zu erfassen scheint. Die Religion muß in ihrer Eigenart empfunden werden, im lebendigen Zusammenhang mit allen wertvollen Kulturgütern, aber trotzdem in ihrem Gehalt darüber hoch erhaben, als ein Schmelztiegel alles Vergänglichen.

Wie schon bemerkt, die Schranken des Raumes verbieten uns eine weitere Ausführlichkeit; wer deshalb sich für die tieferen Fragen des menschlichen Lebens interessiert, wem es daran liegt, eine selbständige Überzeugung zu gewinnen, um, wie Goethe sagt, das Vergängliche unvergänglich zu machen, der versenke sich in die Lektüre des Euckenschen Buches.

Bremen. Ths. Achelis.

Christentum und Kultur. I.

§ 1 des Deutschen Protestantenvereins lautet: „Auf dem Grunde des evangelischen Christentums bildet sich unter denjenigen deutschen Protestanten, welche eine Erneuerung der protestantischen Kirche im Geiste evangelischer Freiheit und im Einklang mit der gesamten Kulturentwicklung unserer Zeit anstreben, ein Deutscher Protestantenverein.“

Diesen Satz, bezw. die Bestrebungen des Protestantenvereins überhaupt, hat ein Professor, der nicht zu uns gehört, ungefähr so gedeutet: Eine Anzahl Theologen sah, daß sich ein tiefer Graben aufgetan hatte zwischen der Welt des christlichen Glaubens und der Welt der modernen Kultur. Eine Brücke war nicht zu finden. Daß eine Brücke jemals gebaut werden könnte, erschien ihnen auch unmöglich. Daher fingen die Theologen, die doch zur Welt der modernen Kultur hinüber wollten, an, einige überflüssige Stücke, wertlosen Ballast der christlichen Welt zu entnehmen. Sie warfen sie in den tiefen Graben. Aber es reichte nicht. So nahmen sie neue Ballaststücke, so viel sie nur auftreiben konnten. Alles flog in den Abgrund. Aber noch immer ließ sich die Tiefe nicht ausfüllen. Schließlich blieb ihnen, da sie doch durchaus hinüberwollten, nichts weiter übrig, als die eigentlichen Wertstücke des christlichen Glaubens auch hinabzuwerfen, Stück für Stück. Ihr Besitz an Christentum wurde geringer und immer geringer — aber die Welt der modernen Kultur blieb unerreichbar. Der Graben war zu tief. Er ließ sich nicht ausfüllen.

Ich weiß nicht, ob diese Schilderung irgendwelche Strömungen trifft, die früher einmal im Protestantenverein geherrscht haben.*) Ich kenne auch keinen von unseren Freunden persönlich, der sich so das Verhältnis von Christentum und Kultur dächte. Aber ich weiß, daß unsere Gegner den Protestantenverein als das Unternehmen begreifen, wo der Besitzstand des Christentums zum Gewinn moderner Kulturanschauungen veräußert wird. Aus diesem Grunde möchte ich als langjähriges Mitglied des Protestantenvereins mich über das Verhältnis von Christentum und Kultur äußern. Ein anderer Grund ist das zweite Kapitel in Graues Buch**), das sich mit demselben Gegenstande beschäftigt. Wir dürfen verlangen, daß unsere Gegner davon Notiz nehmen. Und für unsere Freunde mag die nachfolgende kurze Darstellung des von Graue im Berliner Unionsverein gehaltenen Vortrages willkommen sein. Ich erwarte ihre Zustimmung oder ihre Äußerung im „Protestantenblatt“ zu weiterer Klärung.

Wir haben zuerst die beiden Fragen zu beantworten: Was ist Christentum? Was ist Kultur? Dann wäre der Wert der Kultur für das Christentum zu bestimmen. Und zuletzt ist das Verhältnis des Christentums zur Kultur zu bestimmen, damit sich daraus unser praktisches Verhalten zur modernen Kultur ergebe.

1.

Was ist Christentum? Es ist die Antwort auf die drei wichtigsten Fragen der Menschenseele, woher bin ich? wozu bin ich da? was wird aus mir? Also eine Erkenntnis vom Menschenwesen. Wer diese Erkenntnis hat, begreift sich nicht in seinem Verhältnis zur Welt, sondern in seinem Verhältnis zu dem, der sie beherrscht. Er begreift sich auch nicht als Glied der menschlichen Gesellschaft, das nur um der Gesamtheit willen da wäre. Er begreift sich als eine eigene, selbständige Persönlichkeit in seinem Verhältnis zu Gott. Erst aus diesem Gemeinschaftsverhältnis heraus ergibt sich diejenige Stellung, die ich anderen Menschen gegenüber einnehme.

Aber, was wir Erkenntnis nennen, ist doch keine blasse Denktheorie. Sie trägt in sich ein praktisches Verhalten. Weil ich ein Christ bin, lebe ich nicht für die Welt, sondern für den Schöpfer und Herrn der Welt. Ihn, nicht die Welt, will ich gewinnen, haben, festhalten als die Quelle meines Glücks. Ferner, ich lebe nicht für die Menschheit, um rastlos mit meiner Eigenart in sie aufzugehen. Ich lebe für Gott, als sein Kind. Eine besondere Welt, ein besonderer Wert für mich. Nicht von Natur, aber durch Gott. Erst hierdurch, aus meinem Wesen als Gotteskind, wird mein Verhalten zur Menschheit bestimmt. Ich nehme die Menschen nicht, wie sie sind. Ich will sie haben, wie sie sein sollen, will Gottes Liebe, Gottes Wahrheit usw. in der Menschheitsgesellschaft durchsetzen.

„Also ist dieser Glaube in seiner ganzen Art nicht ein einfaches Stück des uns umgebenden Weltlebens, weil ja vielmehr dieses Weltlebens seelische Überwindung; nicht unterworfen der Welt, ihrer Macht verfallen, sondern über sie, hinausstrebend über beides, ihre Herrlichkeit und ihren Schmerz.“

Hieraus folgt, daß christlicher Glaube eine selbständige Größe ist, unabhängig nicht nur von der Sünde und dem Leid der Welt, unabhängig auch von ihren höchsten Leistungen, ihrer Arbeit, ihrem Wissen. „Christlicher Glaube kann in seiner vollen Reinheit und Kraft leben mit oder ohne Kopernikus, mit Darwin oder gegen ihn. Er ist unabhängig von jeder Politik, sie sei konservativ oder liberal, von jedem Kulturstand, sei er zurückgeblieben oder fortgeschritten.“

Was ist nun Kultur? Die Kultur ist die gesamte Arbeit, mit der seit Jahrtausenden die Menschheit sich die Erde ausgestaltet zu einer wohnlichen Behausung. Es ist ein weiter Weg, den die Menschheit gegangen ist von den

*) Nein: diese Beurteilung ist ganz schief. Es hat sich im Protestantenverein nicht gehandelt um eine Theorie einer Versöhnung von Christentum und Kultur; dies sind so weitschichtige Begriffe, daß allerlei Konstruktionen aufgestellt werden können. Sondern der Protestantenverein ist von der Tatsache ausgegangen, daß die Entwicklung der protestantischen **Kirche** diese und die Pflege des religiösen Lebens abseits geführt hat von der Entwicklung der **protestantischen** Kultur, wodurch auch diese in die gefährliche Lage gekommen, ohne sichere Stellung in der religiösen Frage der tiefsten Kräfte beraubt zu werden. Die „Kulturentwicklung“ ist dabei von vornherein gedacht worden als die gottgegründete Geistesentwicklung der Menschheit, innerhalb derer auch die Geschichte der religiösen Menschheit liegt, und die Kirche andererseits als die Pflegerin der Religion, die in ihrer höchsten, d. h. christlichen Gestaltung wesentlich sich in höchster Geisteskultur entfaltet. So gehört die „Kirche“ in die „Kulturentwicklung“ hinein, aber eben in eine Kultur, die aus religiösem Grunde stammt, und die „Kultur“ gehört zur Kirche, unter ihren Einfluß, aber einer solchen Kirche, die den Gottesdienst im Geist und in der Wahrheit übt. D. Red.

**) Unabhängiges Christentum, von Paul Graue, Berlin-Duncker. 1904. 160 S. 2 M.

roheſten Anfängen des Ackerbaus zur Induſtrie, Wiſſenſchaft, Kunſt. Der einſtige Höhlenbewohner hat Häuſer bauen gelernt, eine Familie gegründet, im Staate ſich zu einer geordneten Geſamtheit vereinigt. Und er iſt dieſen Weg gegangen in freier Selbſtändigkeit. Das eigene Bedürfen, das eigene Wohlſein beſtimmte den Weg. Daß der Weg der rechte war, beweiſt das höhere Glück des Kulturmenſchen, ſeine größere Kraft, Hunger und Kälte und andere widerſtrebende Naturmächte ſich fernzuhalten oder zu überwinden.

Daß dieſer Weg berechtigt war, beweiſt der innere Segen, der der Menſchheit erwuchs: Reinlichkeit erzog zur Reinheit, Sitte zur Sittlichkeit, Handel und Schiffahrt, die äußerlich die Völker miteinander in Berührung brachten, haben auch den Willen zum Frieden geſtärkt. So hat auch die Kultur ihren eigenen Wert. Auch ſie eine ſelbſtändige Größe. Neben der Welt des Glaubens baut ſie ihr eigenes Reich. Und es iſt ſehr wohl möglich, daß beide Welten von dem Menſchen als unvereinbare Verſchiedenheiten begriffen werden, daß der eine ſich anſiedeln will in der Welt des Glaubens, der andere leben will jenſeits des tiefen Grabens in der Welt der Kultur. Die Mönche beweiſen das erſte, die Sozialdemokratie (nicht die Sozialdemokraten) fordert das andere.

Indeſſen iſt ſolche getrennte Siedelung nicht das Normale, Geſunde. Wir behaupten: der tiefe Graben iſt gar nicht vorhanden. Wir meinen, im Einzelleben und in der Geſamtheit vereinigt ſich beides, der Wille zur Kultur und die Sehnſucht nach Gott. Kultur und Chriſtentum werden aufeinander wirken als lebendige Mächte. Es iſt nicht ſo, daß eins dem anderen weichen müßte. Im Wirken aufeinander teilen ſie einander ihre Kräfte mit. So kommen wir zur zweiten Frage.

Berlin. Gebhardt.

Von der Religion der alten Römer.

I.

Wiſſowas Buch über die Religion der alten Römer*), ſeit längerer Zeit die erſte Arbeit, die den Stoff auf Grund der jetzt zugänglichen Quellen und unter Berückſichtigung deſſen, was Einzelforſchung und Kritik in neuerer Zeit geleiſtet haben, zuſammenfaſſend behandelt, wird den Fachgelehrten anregen, auf ſeinem Inhalte als ſicherer Grundlage weiter zu bauen. Denjenigen, der, ohne Fachmann zu ſein, doch die fortſchreitende Erſchließung dieſes Gebietes römiſchen Geiſteslebens mit teilnehmendem Verſtändnis verfolgt, wird zwar der in einen ſtarken Band zuſammengedrängte ungeheure Stoff mit den vielen Namen, Zahlenangaben und den nur für den engeren Kreis der Gelehrten wertvollen Einzelheiten kaum reizen, ſich hindurchzuarbeiten; doch dürfte es ihm nicht unwillkommen ſein, mit den leitenden Gedanken des bemerkenswerten Werkes bekannt zu werden. Wir wollen im folgenden verſuchen, auf Grund der Angaben desſelben nach Vorausſchickung einiger Betrachtungen über die Eigenart der römiſchen Religion einen kurzen Überblick über die Geſchichte des religiöſen Lebens der Römer zu geben, um ſchließlich auf die neueren Auffaſſungen über gewiſſe Einzelgötter und beſtimmte merkwürdige oder noch unaufgeklärte Punkte des Kults etwas näher einzugehen.

Die Römer, in der Pflege ihrer religiöſen Angelegenheiten ebenſo wie auf dem Gebiete des zu ihrer Religion in ſo naher Beziehung ſtehenden Rechts ſcheinbar das konſervativſte Volk, haben doch im Laufe von wenig mehr als fünf Jahrhunderten ſowohl in ihren Anſchauungen vom Weſen der Götter wie in den Formen ihrer Verehrung derſelben eine vollſtändige Wandlung durchgemacht, nach weiteren fünfhundert Jahren der Wechſelfälle und geiſtigen Kämpfe die durch ſtaatliche Fürſorge noch künſtlich in Anſehen erhaltenen letzten Reſte ihrer alten religiöſen Überlieferungen einer höheren und reineren religiöſen Auffaſſung das Feld räumen ſehen müſſen.

„Wurde ein altorientaliſches Gemeinweſen durch ein anderes erobert, ſo pflegte das Aufhören der politiſchen Selbſtändigkeit durch Wegſchleppen des beſiegten Landesgottes nach dem Haupttempel des Siegervolkes ſymboliſch ausgedrückt zu werden. Der weggeführte Gott ſtand von da an als Sklave vor dem Mächtigeren, wie der beſiegte Fürſt vor ſeinem Beſieger."*) Wie anders die bedächtigen, alle Möglichkeiten vorſichtig abwägenden Römer! Belagerten ſie eine feindliche Stadt, ſo baten ſie vor dem Entſcheidungskampfe die Götter derſelben, die Sache ihrer bisherigen Schutzbefohlenen aufzugeben und zu den Angreifern überzugehen; dafür wurden ihnen in Rom Tempel und Gottesdienſte zugeſichert; es iſt dies der heilige Brauch der feierlichen evocatio, des „Herausrufens". Der dem Römer eigene und bei ihm zu beſonderer Ausbildung gelangte Rechtsſinn, verbunden mit der in ſeiner Natur ebenfalls ſo tief begründeten Furcht vor der geheimnisvollen Macht der Gottheit erklärt die Scheu, die einmal beſtehenden Anſprüche derſelben auf beſtimmte Leiſtungen von Seiten der Menſchen einfach aufzuheben. Die von Wiſſowa zur Erklärung herangezogene Toleranz des geſamten Polytheismus auch gegen fremde Religionen hat ſich jedenfalls bei den übrigen Völkern ſelbſt ariſcher Herkunft nicht ſo weit erſtreckt, daß ſie die Götter und Kulte unterworfener Nationen zu den ihrigen machten. Über eine gewiſſe räumliche Grenze hinaus ſind in der Anerkennung fremder Gottheiten auch die Römer nicht gegangen. Anderſeits iſt der Umſtand, daß der Römer, fern von jeder inneren Hingabe an die höhere Macht, die gottesdienſtlichen Handlungen nur als ein Rechtsgeſchäft anſah und bei ſtrenger Erfüllung der ihm obliegenden Verpflichtungen gegen die Gottheit nun auch auf Einhaltung der von dieſer übernommenen Gegenleiſtung einen Rechtsanſpruch zu haben glaubte, die Urſache der frühen Erſchütterung der altrömiſchen Glaubensvorſtellungen geworden. Blieb der erwartete Erfolg einer beſonderen gottesdienſtlichen Handlung aus, ſo beruhigte ſich der Hülfeſuchende nicht mit dem Gedanken, daß die Gottheit zum Heile des Menſchen eine erbetene Gunſt auch einmal verweigern könne. Vielmehr ließ die Nichteinhaltung des mit der Gottheit, allerdings ohne ihre ausdrückliche Zuſtimmung, abgeſchloſſenen „Vertrags" ſeitens derſelben darauf ſchließen, daß in der Wahl der dargebrachten Spenden oder der Form der Darbringung ein Fehler begangen oder, wenn die in dieſem Falle ſelbſt zu vielen Malen angeſtellten Wiederholungen der Kulthandlung die gewünſchte Wirkung nicht hatten, wohl gar nicht einmal die richtige Gottheit angerufen ſei. Hier lag für die Römer der Anſtoß, namentlich in Zeiten ſchwerer Heimſuchungen des Staates, ihre Zuflucht zu immer neuen und, beim Verſagen der heimiſchen, auch zu den Gottheiten der umliegender und endlich ausländiſcher Gemeinweſen zu nehmen.

Viele Namen von den Römern bei ihrem Eintritt in die Geſchichte verehrter Gottheiten ſind uns verloren gegangen, zum Teil dadurch, daß ſie im Laufe der Zeit ihre Bedeutung geändert haben und den Römern ſelbſt nicht mehr verſtändlich waren. Sollte dieſer Vorgang ſowie die bereitwillige Aufnahme fremder Götter aus benachbarten mit den Römern Verkehr pflegenden Staaten bis in vorgeſchichtliche Zeiten hineinragen, ſo hätten wir darin eine Erklärung für die Tatſache, daß der älteſte römiſche Götterkreis eine weit geringere Anzahl von Geſtalten und eigentümlichen Zügen aus der Welt der indogermaniſchen Götter bewahrt hat, als namentlich die Sagen der Griechen und Inder.

Wie ſeltſam muten die durch uraltes Herkommen geheiligten Bräuche des römiſchen Gottesdienſtes an, daß beim feierlichen Abſchluß eines Bündniſſes mit fremden Völkern unter anderem die Tötung des dabei den Göttern geweihten Opfertieres (eines Ferkels) nur durch einen Schlag mit einem Steine geſchehen, daß zur Herſtellung von Opfergeräten nur Bronze, kein Eiſen verwendet werden durfte,

*) Religion und Kultus der Römer. Von Dr. Georg Wiſſowa, ord. Profeſſor an der Univerſität Halle. München. 1902.

*) H. Winckler, Deutſche Literaturzeitung vom 21. Febr. 1903.

daß, sobald das von den Priesterinnen der Vesta ständig zu unterhaltende heilige Feuer durch Nachlässigkeit derselben erloschen war, die heilige Flamme einzig durch das alte Verfahren des Reibens zweier Hölzer zu erfolgen hatte, endlich das Festhalten an der Vorschrift, daß die zum Opferschrot bestimmten Spelkörner nur gestoßen, nicht gemahlen werden durften! Alles Formen, die darauf hinzudeuten scheinen, daß die religiösen Veranstaltungen, an denen sie hafteten, ihrem Ursprung nach in eine Zeit hinaufreichen, da noch kein Eisen, kein Werkzeug zum Mahlen des Getreides, keine Art, ein Feuer zu entfachen, bekannt war als die bei Naturvölkern gebräuchliche.

Um den altrömischen Gottesdienst in seiner Reinheit zu bewahren, übte man lange Zeit den neu aufzunehmenden Göttern fremder Gemeinden gegenüber die Beschränkung, daß sie in den Kreis der alten Götter nicht eintraten — dieser galt von einer bestimmten Zeit an als abgeschlossen — ja, es durften ihnen Kultstätten nur außerhalb der alten Stadtmauer angewiesen werden, im übrigen standen sie neben den alten Göttern als gleichberechtigt da.

Allein der konservative Zug, der sich in der Beibehaltung der erwähnten und vieler anderer altüberlieferten Formen des Gottesdienstes wie der angeordneter räumlichen Trennung der heimischen und der eingeführten Kulte ausspricht, betraf im Grunde doch nur Äußerlichkeiten. Jene gingen in späterer Zeit, als die alte Hülle mit neuem Gedankeninhalt erfüllt war, als unverstandenes Beiwerk neben den neuen Anschauungen her, diese konnte nicht mehr aufrecht erhalten werden, seit durch beständigen geistigen Austausch die verschiedenen Kulte einander innerlich nahe getreten waren.

Die altrömischen Gottesanschauungen stellen in ihrer Gesamtheit die Religion eines Bauernvolkes dar; ihr Kreis beschränkt sich auf das Walten der Götter bei den einfachen Vorgängen des täglichen Lebens, bei Aussaat und Ernte, Ehe, Geburt und Tod und beim Weilen in der Unterwelt, daneben richten sie sich auf die Beziehungen bestimmter Gottheiten zu den öffentlichen Angelegenheiten, zum Verkehr mit Nachbarvölkern in Krieg und Frieden, erst weiterhin auf ihr schützendes Wachen über Handel und Verkehr. Als ein Bauernvolk sind die Römer von Haus aus fromm, und sie sind es auch unter veränderten Verhältnissen jahrhundertelang geblieben, wenn man die gewissenhafte Erledigung der vom häuslichen Kult geforderten religiösen Verrichtungen und die Teilnahme an den von Staats wegen begangenen gottesdienstlichen Veranstaltungen, die mit der Zeit sich auf immer mehr Ereignisse des Lebens ausdehnende Vornahme einleitender religiöser Handlungen, endlich das gegenüber der mit den fremden Gottesdiensten eindringenden Üppigkeit und Zügellosigkeit von den besseren Kreisen geübte Festhalten an den alten strengen Sitten als solche gelten lassen will. Römische Staatsmänner und Philosophen sind sich der wichtigen Rolle, die die Religion im Leben ihres Volkes gespielt hat, wohl bewußt gewesen, und griechische Geschichtsschreiber haben in diesem Zuge des römischen Wesens die Ursache der wachsenden Größe und Stärke Roms gesehen.

Bereits von den ältesten Bewohnern Roms wurde nicht bloß jede Verrichtung des täglichen Lebens unter die Obhut eines besonderen göttlichen Wesens gestellt, auch jeder Ort hatte seinen Schutzgott, jeder einzelne Mensch seinen Genius, der über ihm wachte. Es gibt sich aber in dieser unbegrenzten Menge von Götternamen, die uns vornehmlich im Festkalender und in den von dem Priesterkollegium der Pontifices aufbewahrten Litaneien erhalten sind, nicht etwa eine besondere Vielseitigkeit des römischen Geistes kund, vielmehr wollte der vorsichtige und berechnende Römer, um in der Erreichung seines Zweckes sicher zu gehen, auch in der Wahl der anzurufenden Gottheit jeden Mißgriff ausschließen, daher die später so häufige Schöpfung neuer Götter durch Personifikation abstrakter Begriffe, oft nur für den vorliegenden Fall, daher Wendungen am Schlusse der Gebete wie „oder mit welchem Namen man dich sonst benennen muß". Im übrigen fehlt dem schlichten, ganz auf das Praktische gerichteten Sinne des Römers gerade die gestaltende Phantasie. Die Götter der Griechen, der Inder, der Germanen sind zunächst um ihrer selbst willen da, zum Genuß in seligem Müßiggange, für den Römer sind sie nur zum Vollbringen nutzbringender Arbeit bestimmt; was sie etwa an sich sein mögen, beschäftigt sein Denken nicht. Keine altüberlieferten kosmologischen Sagen geben ihm Aufschluß über den Ursprung der Welt und der Menschheit*), kein altes nationales Epos preist die Taten seiner Helden in der Vorzeit.

Jeder Gott ist nur innerhalb des ihm zugewiesenen begrenzten Wirkungskreises tätig. Selbst Juppiter, der höchste Himmelsgott, ist nicht etwa, wie der griechische Zeus, der hoch im Himmel thronende, über die Geschicke der Götter und Menschen im allgemeinen waltende Herrscher, auch er ist nur ein Gott der römischen Gemeinde, der durch Sonnenschein und Regen für das Gedeihen der Felder und Weinberge sorgt; Tellus ist dem Römer nicht etwa die Allmutter Erde, sondern „die göttliche Verkörperung seines Ackers, der die Saat empfängt und die Frucht trägt". Eine eigentümliche Art von Götterpaaren kennt schon die römische Religion der ältesten Zeit. So wurden durch gemeinsame Opfer und Feste verehrt Consus, der Gott der Aussaat, und Ops, die Verkörperung des in den Scheuern geborgenen Erntesegens, Janus, der Gott alles Eingangs und Ersten, und Vesta, Liber und Libera, ein Paar altrömischer „schöpferischer Naturgottheiten". Aber es handelt sich hier nicht um Götterehen, das ergibt sich schon aus dem Mangel eines Nachwuchses, auch sind die weiblichen Gottheiten mehr und mehr in den Hintergrund getreten bis auf Juno, die unter dem Einfluß von außen aufgenommener Kulte zu einer selbständigen Entfaltung gelangte. Vielmehr liegt hier die Vorstellung zu grunde, daß je eine männliche und eine weibliche Gottheit die Verkörperung derselben Tätigkeit oder einer die des anderen Teiles ergänzenden Tätigkeit innerhalb desselben Wirkungskreises sei.

Auffallend ist, daß den Anfängen der römischen Religion die für die Landwirtschaft so bedeutungsvollen Gottheiten physikalischen Ursprungs ganz fehlen. Von einer Verehrung personifizierter Naturkräfte, der Gewalten des Sturmes und Gewitters, oder von einem Gestirndienst findet sich keine Spur. Man möchte glauben, daß nur durch ein seltsames Spiel des Zufalls unsere Quellen darüber versagen.

Noch ein Wort über den römischen Kultus. Die Befähigung, in jedem Falle den richtigen Gott unter Darbringung der richtigen Spenden und in der richtigen Form anzurufen, ist eine im Besitze der Priester befindliche Wissenschaft, die sie vor Unberufenen, namentlich Frauen, Sklaven und Feinden streng geheim halten. Die einfachen Handlungen des häuslichen Gottesdienstes vollzieht der Hausvater selbst nach dem ihm bekannten Herkommen; doch steht ihm im Bedarfsfalle für besondere Gelegenheiten ein Priester zu Gebote. Für den Staatskult ist der Priester weder Vertreter der Gottheit, noch Vermittler zwischen Göttern und Menschen. Die heilige Handlung vollzieht der leitende Magistrat durch seine Untergebenen, der Priester erteilt ihm dazu nur als Sachverständiger die nötigen Anweisungen. Das hier vorgenommene Rechtsgeschäft ist ein „einseitiges", es fehlt die ausdrückliche Zustimmung des Gottes. Dennoch wurde der Vertrag als rechtsverbindlich auch für diesen angesehen. Es ist schon darauf hingewiesen worden, einen wie großen Wert man auf die Beobachtung der richtigen Formen legte. Namentlich war für den Erfolg der Opferhandlung unerläßlich der peinlich genaue Vortrag der begleitenden Anrufungs- und Gebetsformeln, die von den Priestern dauernd aufbewahrt wurden. Man möchte sich bei der Vorstellung beruhigen, daß der Zug der Römer zum Fest-

*) Immerhin beweist die im Salierliede vorkommende Bezeichnung des uralten Gottes Janus als duonus cerus (= bonus creator) d. h. als der „gute Schöpfer", daß selbst dem Gesichtskreise des altrömischen Bauern der Gedanke an einen Urheber alles Seins nicht fremd bleiben konnte.

halten am Alten und Überlieferten jene ängstliche Gewissenhaftigkeit (die alten Litaneien wurden auch dann noch beibehalten, als sie den Priestern selbst bereits unverständlich geworden waren) genügend erkläre, wenn es nicht aus einer Reihe von Äußerungen auch geistig recht hochstehender Zeugen aus verhältnismäßig später Zeit klar hervorginge, daß man den Worten der Gebete eine magische Kraft zuschrieb, durch die der Gott geradezu gezwungen werden konnte, seinen Verpflichtungen nachzukommen. In diesem Sinne kann gewissen Kulthandlungen des altrömischen Gottesdienstes die Eigenschaft als Zauberei nicht abgesprochen werden.

Wilhelm Heymann.

Die russische Kirche.

Von G. Schönwald.

I.

Die Blicke des westlichen Europa ruhen zumal seit den letzten Wochen auf dem mächtigen Zarenreiche mit dem größten Interesse. Wir Deutschen als Nachbarn sind besonders gespannt zu erfahren, wie stark eigentlich die Kräfte des Riesen sind, der jetzt im einem Doppelkampfe liegt mit sich selbst und mit dem kleinen Japan in den Gefilden der Mandschurei. Dabei ist es freilich nicht an dem, daß das Kaiserwort: „Rußlands Trauer unsere Trauer und Rußlands Freude die unsere“ auch nur entfernt der Stimmung des deutschen Volkes entspräche. Bis in die obersten Schichten hinauf gehören die deutschen Sympathien hier dem Gegner der Autokratie, dort der klugen, energischen, opferfreudigen, bis zur Lebenswegwerfung tapferen japanischen Nation. All jene Vorgänge im Osten unseres Vaterlandes rechtfertigen zur Genüge folgende Studie über diejenige kirchliche Ausgestaltung des Katholizismus, die an und für sich dem deutschen und protestantischen Interesse viel ferner liegt, als die römische.

Wir wollen uns zunächst mit der Entstehung der griechisch-orthodoxen, anatolischen Kirche aus der römisch-katholischen und als russische Staatskirche aus der byzantinischen beschäftigen, um dann das Wesentliche über ihre politisch-rechtliche Organisation, ihre Hierarchie und Mysterien, ihren Kultus, ihr Dogma und ihre Volksfrömmigkeit, sowie die auf ihrem Boden gewachsenen Sekten zu erfahren.

1. Die griechisch-orthodoxe, anatolische Kirche.

Von allem Anfang an lassen sich bereits Verschiedenheiten zwischen der Kirche des Morgenlandes und der des Abendlandes, der lateinischen und der griechischen Christenheit, konstatieren. Von vorn herein waren diese Kirchen national und geistig derart getrennt, daß auch ein politisches Ereignis geringerer Tragweite als erster Anstoß zur Trennung genügt hätte, als das war, daß der Kaiser Konstantin im Jahre 330 seine Residenz von Rom nach Byzanz verlegte. Zwar hatten die nachfolgenden Kaiser bis auf Theodosius den Großen nur selten daselbst ihr Hoflager gehabt, aber doch verstand es der Bischof von Konstantinopel, den die in dieser Stadt ihre Amtsgeschäfte betreibenden Kollegen als den Hofbischof wie einen Vorgesetzten behandelten, sich aus eben diesen Kollegen eine Synode zu organisieren, mit deren Hülfe er unter dem Schein von Autorität sich in fast alle Verhältnisse sämtlicher Diözesen und Eparchien unmittelbar einmischen konnte. Nachdem im Jahre 395 die Teilung des Reiches in eine oströmische und weströmische Monarchie erfolgt war, ist es nicht mehr verwunderlich, daß das Konzil zu Chalcedon im Jahre 451 dem Bischof von Byzanz gewisse Rechte ausdrücklich übertrug, die er tatsächlich schon längst im Einzelfalle ausgeübt hatte, ja ihm eine allgemeine Autoritätsstellung schuf, durch die er zugleich dem Bischof von Rom in jeder Beziehung zur Seite gestellt wurde. Es sollte zwar immer nur noch eine Kirche geben, aber eine solche mit zwei gleichen Hälften, deren Würdenträger auch gleichgestellt waren. Den zwei Hauptstädten und zwei Kaisern sollten zwei gleichgeordnete vornehmste Bischöfe entsprechen. Natürlich erkannten die späteren römischen Päpste den Grundsatz, daß die kirchliche Bedeutung einer Stadt sich nach ihrer politischen richte, bald als gefährlich für ihre Stellung und dachten nicht daran, auf den Gedanken zu verzichten, daß ihnen auch über den Patriarchen von Konstantinopel Gewalt zustehe.

Der Beginn des eigentlichen Schismas zwischen Ost und West knüpft sich an einen Streit zwischen Papst Nikolaus I. und dem Patriarchen Photius, in welchem sich die Bannflüche herüber und hinüber gezückten Schwertern gleich kreuzten. Bestimmte Einzelheiten der kirchlichen Sitte, die dem Morgenlande wichtig waren, betreffend Fastenzeiten und -bräuche, Priesterehe und Priesterbart und vor allem der Zusatz im Symbol, der vom Ausgehen des heiligen Geistes nicht nur vom Vater, sondern in gleicher Weise vom Sohne spricht, kommen dabei in Frage. Photius hat seiner Kirche an diesen Fragen den Gegensatz zum Bewußtsein gebracht, in welchem sie zu der des Westens stehe.

Diejenige Aktion, durch die das Schisma sich vollendete, ist die wechselseitige Verdammung des Patriarchen und des Papstes im 11. Jahrhundert. Man warf sich zu den eben genannten neue Ketzereien vor. Der Patriarch Michael Caerularius veranlaßte seitens des bulgarischen Erzbischofs Leo von Achrida einen Brief an den Bischof von Rom, worin den Lateinern folgende Mißbräuche und Ketzereien vorgehalten wurden: 1. Der Gebrauch von ungesäuertem Brot im Abendmahl. 2. Das Sabbatfasten in der Quadragesima, der vierzigtägigen Bußzeit vor Ostern. 3. Der Genuß von Ersticktem. 4. Die Auslassung des Hallelujahs beim Psalmieren während der Quadragesimalzeit. Der Brief wurde verbreitet. Papst Leo IX. nahm den dem Abendlande hingeworfenen Fehdehandschuh auf. Seine Legaten legten am 16. Juli 1054 das Exkommunikationsurteil über den Patriarchen auf den Altar der Sophienkirche zu Konstantinopel nieder, den Patriarchen als neunfachen Ketzer brandmarkend. Dieser reagierte, indem er auf einem Konzil zu Konstantinopel den Papst und das ganze Abendland exkommunizierte.

An Wiedervereinigungsversuchen hat es in den nächsten Jahrhunderten nicht gefehlt. Sie gingen unter verschiedenen Gesichtspunkten von beiden Gegnern aus. Auf seiten des Orients waren meist die politischen Verhältnisse der Anlaß, eine Annäherung an Rom zu suchen, indem die Kaiser von Zeit zu Zeit die Union herzustellen hofften und ihren Klerus mit Erfolg beeinflußten. Die römischen Päpste ihrerseits haben die orientalische Kirche nie aus den Augen gelassen. Sie suchten die Gründe der Trennung hauptsächlich in Mißverständnissen, die der „Ungehorsam“ der Patriarchen hervorgerufen habe. Unter Union verstanden sie nämlich in erster Linie Unterwerfung unter ihre Herrschaft.

Verhängnisvoll für das Verhältnis der beiden Kirchen war die Epoche der Kreuzzüge, vor allem die Errichtung des sog. lateinischen Kaisertums in Konstantinopel (1204—61). Von dieser Zeit an datiert ein eigentlicher Volkshaß der Griechen gegen das Abendland, speziell gegen den Papst. Man fühlte die Heiligtümer des anatolischen Volkes bedroht, seine Kultussitte, seine altgewohnten kirchlichen Bräuche. Man glaubte immer besser zu erkennen, wie viel Heiliges preiszugeben sei, wie viel Fremdes, Unverständliches anzunehmen sei, wenn man sich dem Papst unterwerfe. Direkte Unionsverhandlungen auf den Konzilien zu Lyon (1274) und Florenz (1439) führten beide Male zum Ziel, wurden aber bald, besonders von seiten des Ostens, völlig ignoriert. Die byzantinische Kirche hat seitdem nie wieder Unionsbestrebungen gezeigt. In Rom dagegen, wo der Universalgedanke des römischen Imperiums in der alten und stets neuen Kraft lebt, hält man daran fest, daß die Abmachungen von Florenz, die den Primat des Papstes — freilich nicht ohne Zweideutigkeit des Wortlauts — anerkennen, fortdauernd als gültig zu betrachten seien.

Einige flüchtige Berührungen mit dem kalvinistischen Protestantismus, die sich an den Namen des Cyrillus Lukaris,

Patriarchen von Konstantinopel, einen in evangelischer Erkenntnis fortgeschrittenen Gelehrten, knüpfen, waren nicht im stande, die von innen heraus beabsichtigte Erneuerung der griechischen Kirche oder irgend welche Annäherung an das Abendland zu stande zu bringen. Cyrill ward, politisch verdächtigt, 1638 auf Befehl des Sultans erdrosselt, und seine Lehren seitens der Kirche nebst denen des Protestantismus in einigen späteren Synoden feierlich verdammt. Trotz einiger scharfer Erklärungen des ökumenischen Patriarchen gegen amerikanische Evangelisationsbestrebungen in Konstantinopel, Athen und Smyrna in den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts, herrscht in der griechisch-orthodoxen Kirche doch keinerlei Kampfstimmung gegen den Protestantismus. Die barbarische Intoleranz der russischen Staatskirche gegenüber den Protestanten der Ostseeprovinzen ist mehr lokaler Natur und in erster Linie national bedingt.

2. Die Entstehung der russischen Kirche.

Die Christianisierung Rußlands wird offiziell seit dem Jahre 988 gerechnet. Olga, die Gemahlin des Großfürsten Igor von Kiew, ließ sich im Jahre 957 in Konstantinopel durch den Patriarchen taufen, und ihr Großsohn Wladimir dann 988 sich und sein Volk in die Kirche aufnehmen.

Im Anfang standen die russischen Gläubigen unter dem Patriarchen von Konstantinopel. Die geistigen Mittler zwischen dem russischen Volk und dem byzantinischen Kirchentum waren die Bulgaren. Diese haben den Russen ihre Kirchensprache gegeben. Wie in der römischen Kirche das Latein offizielle Meß- und Gebetssprache ist und bleibt, so in der russischen das Altbulgarische.

Man unterscheidet drei Perioden der russischen Kirchengeschichte. Die erste reicht von der Christianisierung bis zur Befreiung des Russenvolkes von der Mongolen- (Tataren-)herrschaft (1409), dann folgt die Zeit der Verselbständigung der Russenkirche gegenüber der griechischen und endlich die Zeit der Trennung von „Staatskirche“ und „Altgläubigen“ seit der Mitte des 17. Jahrhunderts. Bekanntlich wurde die Beziehung von Staat und Kirche im Lauf der Jahrhunderte in Rußland eine ganz besonders enge. Die Dienste, welche die Kirche bei der Abschüttelung des Tatarenjoches getan hatte, sollen diesen engen Zusammenschluß veranlaßt haben. Seitdem ist der Nationalrusse der festen Überzeugung, daß seine Kirche ihm in spezifischem Sinne zu eigen sei, und daß Russentum und orthodoxes Christentum ganz besonders zu einander gehören.

Bemerkenswert ist schon in jener Periode die Beziehung zwischen Großfürst und Metropolit. Im Jahre 1328 ward der Sitz des ersteren von Kiew nach Moskau verlegt. Die Metropoliten von Rußland hielten sich seit dieser Zeit zum Großfürsten von Moskau und waren vielfach seine beste Stütze. Staats- und Kirchenoberhaupt waren, nachdem die definitive Einigung der Russen unter einem einzigen Fürsten, dem Großfürsten von Moskau mit dem Siege über die Tataren erfolgt war, auf einander angewiesen, wenn sie stark bleiben wollten. Die Großfürsten sind aus politischen Gründen, besonders in ihrer Stellung gegenüber den Polen, stets darauf bedacht geblieben, die Eigenart des „orthodoxen“ Kirchentums zu wahren. An der Erhaltung von Konstantinopel für das Christentum war dem Abendland allerdings mehr gelegen als dem orthodoxen Rußland. Man vergaß es im Zarenreiche nicht so bald, daß der Patriarch von Konstantinopel die russische Tochterkirche länger als notwendig als eine Missionskirche behandelt hatte. Wenn heute Rußland auf dem Turm der Sophienkirche lieber das Kreuz als den Halbmond sähe, so liegen diesem Traum mehr politische als kirchliche Motive zu grunde.

Nur bis zur Eroberung Konstantinopels durch die Türken (1453) lag der Schwerpunkt der anatolischen Kirche innerhalb des byzantinischen Reiches. Diese Kirche würde gegenüber der römisch-katholischen und den protestantischen völlig verschwinden, wenn sie auf diejenigen Gebiete beschränkt geblieben wäre, die einstmals das oströmische Reich umfaßte. Aber ihre Bedeutung erlebte ihren Fortbestand im russischen Kirchentum. Die Türkenzeit brachte über die Kirche des alten Byzantinerreichs eine Art Schlaf. Sie ist allmählich wieder erwacht mit der Befreiung der Hellenen und der verschiedenen slavischen Völkerschaften am Balkan und hätte dann an einer der großen westländischen Kirchen Anschluß suchen müssen, wenn nicht eben das russische Reich Träger ihrer Geschichte geworden wäre. Auf diese Weise ist auch die griechisch-anatolische Kirche nicht ein in die Gegenwart hinübergerettetes Fragment einer ehemaligen Kirchenform, sondern sie ist eine große, stolze und selbstbewußte Kirche nicht anders wie die römische und protestantische. Die russische Kirche hinwiederum ist die höchste, zuversichtlichste Inhaberin des Selbstbewußtseins der orthodoxen Kirche geworden.

Aus dieser Wechselbeziehung zwischen Konstantinopel und Moskau erklärt sich vieles im Charakter der russischen Kirche. Diese Kirche hat es eigentlich niemals mit der großen Gegnerin Rom zu tun gehabt. Sie übernahm ja das Erträgnis der Vorgänge zwischen der byzantinischen und der römischen Kirche als ein fertiges. Für sie ist die Auffassung des Christentums, welche die anatolische Kirche beherrscht, nichts Selbsterworbenes und -erarbeitetes. Eine deutliche Erinnerung an eine Entstehung ihrer Dogmen geht ihr ab; der Kultus, das ethische Verständnis, die Formen der Verfassung, — alles hat sie von Konstantinopel schon fertig übernommen als ein Erbe, dessen Bestand sie pietätvoll hütet. Sie ist infolgedessen in besonderem Maße gegen Anregungen von außen verschlossen und besonders träge in der geistigen Verarbeitung der christlichen Ideen. Dem Russen ist darum heute noch die Orthodoxie ein Ganzes. Daß es außerhalb derselben noch Christentum und Kirche gebe, ist ihm schlechthin unbegreiflich. Wenn schon an und für sich anatolisches Christentum nicht darauf angelegt ist, Bewegung und geistiges Leben zu erwecken, so stellt das russische Christentum in besonderem Maße die schlaffe kultische Genußseligkeit dar, das stumpfe sich Freuen an dem Kirchenprunk, das Verharren in dem Eindruck, daß in der Kirche alles selbstverständlich sei.

Man möchte sich wundern, daß von den Griechen mit dem kirchlichen Erbe zugleich so gar keine Kulturmomente an das Russentum vererbt worden sind. Das byzantinische Reich besaß ja, soweit wenigstens das griechische Sprachgebiet reichte, eine gar nicht unerhebliche geistige Kultur. Der Grund liegt darin, daß die Kirche eben zufrieden war, wenn sie nur ihre spezifischen Interessen in Form von Lehre und Institutionen verpflanzte. Ihre Zusammenhänge mit der weltlichen Bildung begriff sie nicht mehr. Von dem Geist des griechischen Christentums hat Rußland darum nur sehr wenig; es war und ist noch immer kirchlich wie weltlich ein Barbarenland. Es übernahm nur die kirchliche Literatur der spätgriechischen Zeit, also kirchenrechtliche, homiletische, asketische und liturgische Schriften und meist nur in Fragmenten in planloser und zufälliger Weise. Auch von dem, was wir die „Antike“ nennen, dem wissenschaftlichen und besonders künstlerischen Geist des klassischen Altertums, hat Rußland so gut wie nichts erhalten. Natürlich gibt es gebildete und gelehrte Leute in Rußland und auch gelehrte Theologen so gut wie bei uns, aber es gibt dort keinen eigentlichen Stand wissenschaftlich Gebildeter in demselben Sinne wie in Westeuropa. Der Volksgeist blieb dort unbefruchtet durch den Geist des Altertums.

Vom Büchertisch.

The Essex Hall Year Book, herausgegeben vom Sekretär der Unitariergesellschaft, Herrn W. Copeland Bowie (London, Strand, W. C. Essex Street, Essex Hall).

Wer sich für den äußeren Bestand, die Anstalten und Literatur der Unitarier interessiert, lasse sich das neueste Year Book (1905) kommen. Es enthält zugleich eine kurze Angabe und Charakteristik aller liberalen protestantischen Gemeinschaften auf dem Erdball, Kalender und was sonst mit einem Kalender an praktischen Winken verbunden zu sein pflegt (Preis 1 M.). Urbain.

Herausgeber: Pastor R. Emde (verantwortlich), Bremen, Kirchbachstraße 7, und Prediger D. M. Fischer, Berlin NO 18, Weberstraße 56/57.
Verlag und Druck von Carl Schünemann, Bremen.

Protestantenblatt

Beilage Nr. 8.

Bremen
Berlin.

18. Februar 1905.

Zur kirchlichen Zeitgeschichte.

Inhalt: Erklärung und Bitte an den Evangelischen Oberkirchenrat. — Zum Streik. Ein Rückblick. — Die moderne Gemeinschaftsbewegung in Deutschland. II. — Nachrichten. — Vereine und Versammlungen. — Notiz der Redaktion. — Anzeigen.

Erklärung und Bitte an den Evangelischen Oberkirchenrat.

Zu den Unterschriften der Erklärung an den Oberkirchenrat (vergl. Nr. 5 und 6), an deren Schluß Pfarrer der Landeskirche aufgefordert wurden, im Falle ihrer Zustimmung ihre Namen an D. Kirmß, Berlin W., Kronenstraße 70, einzusenden, sind noch folgende Unterschriften hinzugekommen:

Dr. K. Scipio, Pastor prim. an St. Jacobi in Stettin. Pfarrer Lic. Traub in Dortmund. Lic. Graebner, städtischer Prediger in Berlin. H. Meyer-Hermann, Pfarrer in Ründerroth bei Köln. Wunsch, Pfarrer in Goch (Niederrhein). K. Lohmann, Pfarrer in Ehrenbreitstein a. Rh. Lic. Johannes Wendland, Pastor in Görlitz. Althüser, Pfarrer in Bochum. Herrmann Philipp, Pastor in Heidewilxen bei Obernigk in Schlesien. Paul Koch, Pastor in Warchau bei Gr.-Wusterwitz, Bez. Magdeburg. Borchert, Pfarrer in Laehn in Schlesien. Luther, Pfarrer in Stahnsdorf. H. Neumann, Prediger in Staffelde, Kreis Osthavelland. Lic. th. Otto Zurhellen, Pfarrer in Sellscheid, Bez. Köln. P. Müller, Pastor an Bernhardin in Breslau. E. Strauß, Pfarrer in Bonn. C. Jatho, Pfarrer in Köln a. Rh. Harnisch, Pastor in Brieg, Bez. Breslau. Fuchs, Pfarrer in Oberwinter a. Rh. Franke, Pastor in Liegnitz.

Zum Streik.
Ein Rückblick.*)

Unsere Herzen wurden in Erregung gehalten durch den Streik im Ruhrgebiet. Wir vergeßlichen Kinder der modernen Zeit sind bedeutsam erinnert worden an die Existenzsorgen und Lebensnöte jener Hunderttausende von Arbeitern, welche in den Eingeweiden der Erde mühevoll die Kohlen fördern, die kostbare Sonnengabe, welche alle Industrie erst möglich macht. Die Bergarbeiter sind ruhige, besonnene Leute, ihre Arbeit in unterirdischer Einsamkeit gibt ihnen den Zug nach innen, das Grüblerische, Schwerblütige, Schwermütige. Wie ist es denn gekommen, daß dieser Streik mit der elementaren Gewalt einer Explosion diese bedächtigen, pflichtgetreuen Arbeiter ergriffen hat! Wir müssen zurückgehen auf den Streik von 1889. Damals hatte der bergbauliche Verein unter dem Druck der Regierung am 18. Mai eine Reihe von Reformen bewilligt, die, wenn auch zum Teil beschnitten, zunächst auf den Gruben eingeführt wurden. Aber im Laufe der Zeit wußte die drückende Macht des Kapitals ein Stück nach dem andern abzubröckeln. Die Erbitterung wurde genährt durch das mangelnde Entgegenkommen bei der Wurmkrankheit, durch das Stillegen der Zechen, durch willkürliche Behandlung beim Wagennullen, durch die Herabsetzung der Löhne trotz andauernd steigender Dividende. Ein Grund tiefster Verstimmung war die Nichtanerkennung der Arbeiterorganisationen. Aber ins Rollen gebracht wurde der Stein, der zur Lawine anschwellen sollte, durch die verlängerte Arbeitszeit, die auf Umwegen den Arbeitern aufgenötigt werden sollte. Wir machen uns schwer einen Begriff davon, wie anstrengend des Hauers scharf auskalkuliertes Arbeitspensum bei einer Temperatur von 22—25 Grad ist, aber wie erschöpfend und gefahrvoll die Arbeit, beweist die kurze Lebensdauer des Bergmanns, mit 48 Jahren Ganzinvalide, und die erschrecklich anwachsende Unfallsziffer. Das war die wichtigste Errungenschaft des Jahres 1889 gewesen, daß die Arbeit unter der Erde nicht mehr als acht Stunden betragen, die Seilfahrt hin und zurück eine Stunde nicht übersteigen sollte. Und nun sollte das abermals in Frage gestellt sein! Hier handelte es sich um das Leben selbst, und wir können es verstehen, daß man zu der zweischneidigen Waffe des Streiks gegriffen hat, der einzigen, die zu Gebote steht.

Und ihnen gegenüber die gewaltigen Kohlenbarone, darunter hervorragend tüchtige Männer, wahre Konquistadoren der Industrie, nicht kleinlich in Geldsachen, zu den größten Opfern bereit, wenn es gilt, die Leistungsfähigkeit eines Betriebes zu erhöhen, gelegentlich von fürstlicher Wohltätigkeit, aber — Herrenmenschen, rücksichtslos durchgreifend in der Behauptung ihrer absoluten Herrschergewalt, ohne Verständnis und Sympathie für die sozialen Aufgaben der Zeit.

Herr im Hause zu bleiben, das ist ihnen der Weisheit höchster Schluß. Kein soziales Billigkeitsgefühl hat ihnen das Konzept verdorben. Ihr Machtbewußtsein hat jede Vermittlung abgelehnt und kennt als einziges Ziel die völlige Unterwerfung des Gegners. Rücksichtslos hat man das divide et impera geübt, mit Hülfe der gedrillten Preßstimmen „scharfgemacht". Man stellt sich streng auf den Boden des formellen Rechts und behauptet, daß alles Recht auf der eigenen Seite, alles Unrecht, wie aus dem Kontraktbruche hervorgehe, auf der anderen Seite zu suchen sei.

Auf welcher Seite die Macht ist, wird die nahe Zukunft lehren. Uns interessiert aber vor allem die Frage, auf welcher Seite das sittliche Recht ist. Wollen wir zu einem objektiven Urteil gelangen, so kann das formelle Recht allein für uns nicht maßgebend sein. Das formelle Recht ist der Ertrag der bisherigen Machtverhältnisse. Das Recht ist nicht ein ewig feststehendes, sondern es befindet sich im geschichtlichen Fluß der Entwicklung, es wird vorbereitet durch vertiefte sittliche Anschauungen, wird gestaltet durch die veränderten Machtverhältnisse und bewegt sich in der Richtung auf das Ideal der Gerechtigkeit.

Das Ideal der Gerechtigkeit besteht aber, wie schon Aristoteles gezeigt, in der proportionalen Gleichheit, daß Rechte und Pflichten einander entsprechen und es findet seine Anwendung auf alles der Regelung fähige, wirtschaftliche Leben. Der Fortschritt erfolgt stufenweise. Wenn etwas als ein schreiendes Mißverhältnis empfunden wird, so macht sich tausendfältige menschliche Arbeit daran, dieses Mißverhältnis zu beseitigen. Aber zum Recht verdichtet sich das neue soziale Gefühl erst dann, wenn es gelingt, für die unendlich komplizierten Verhältnisse des Lebens leichtverständliche, leichtanwendbare Rechtssätze zu finden und durchzusetzen.

Ein solches Mißverhältnis wird heute am schreiensten bei dem Verhältnis von Kapital und Arbeit empfunden. Wir mißgönnen dem Besitz seine Rechte nicht, aber wir finden, daß neben dem Recht des Besitzes und des Geldes das Recht der Arbeit zu kurz kommt. Tatsächlich liegt die

*) Das Manuskript sollte zum Drucker gehen, da kam die gute Nachricht vom nahen Ende des Streiks, aber so ruhig und sachlich ist der Artikel gehalten und trifft so die wichtigsten Fragen, daß wir ihn als einen Rückblick nun doch wohl bringen können. Die Redaktion.

Sache doch so: der Kohlenbaron braucht sich nur die Mühe zu geben, geboren zu werden und er hat das Recht, nach seiner Willkür über Leben, Gesundheit, Freud und Leid von Tausenden von Arbeitern zu bestimmen. Der Arbeiter hat das karge Recht des sog. freien Arbeitsvertrages und einige Schutzbestimmungen. Im übrigen aber, wenn er nicht verhungern will, hat er sich allen Bestimmungen des für ihn die Vorsehung spielenden Kapitalherrn zu unterwerfen. Ja, die Arbeitsordnung in der Hand eines gewissenlosen Herrn vermag selbst das gesetzlich zustehende Recht illusorisch zu machen. Dieser Mangel an Rechten, verbunden mit der Rechtsunsicherheit, muß die tiefe Verbitterung des aufwärts strebenden Arbeiters hervorrufen und ist die Quelle immer neuer Kämpfe, die nicht aufhören können, als bis ein ausgebildetes Arbeitsrecht geschaffen ist. Für die Schaffung eines solchen Rechts ist die wichtigste Vorbedingung die einheitliche Organisation der Arbeiter. Diese Organisation hat eine doppelte erzieherische Aufgabe, einmal, das Pflichtgefühl zu stärken, andererseits ein kräftiges Rechtsbewußtsein zu wecken, denn nicht in der dumpfen Sphäre der Unselbständigkeit vermag sich das sittliche Lebensgefühl zu entfalten. Wir erkennen in der Zusammenfassung des Großkapitals zu Syndikaten, Trusts, Kartellen einen wirtschaftlichen Fortschritt. Aber wenn die Großkapitalisten für sich das Recht der Organisation in Anspruch nehmen, so ist es ein logischer Widerspruch, den Arbeitern dieses Recht zu bestreiten und zu verkümmern. Aber wenn beide Organisationen der gegenseitigen Abhängigkeit von einander bewußt, sich untereinander verständigen, dann ist die Gewähr gegeben, daß ein proportionales Recht für alle geschaffen wird. Mit Recht hat man darauf hingewiesen, daß wie die Könige ihre Machtvollkommenheit zu gunsten einer verfassungsmäßigen Mitregierung des Volkes beschränkt haben, so für die Industrieherren eine Begrenzung ihrer Gewalt durch ein konstitutionelles Mitbestimmungsrecht der Arbeiter eintreten muß.

Es ist im Kampfe das Wort gefallen: Ich kann mit meinem Gelde machen, was ich will. Dieses Wort beleuchtet grell die soziale Rückständigkeit. Was der christliche Glaube immer gelehrt, daß ich mein Eigentum zu gebrauchen habe als ein Haushalter Gottes, d. h. im Dienst des Ganzen und zum Wohl des Nächsten, das hat auch allmählich in der Rechtsentwicklung seinen Ausdruck gefunden. Immer mehr ist der eigenwillige Gebrauch des Eigentums beschränkt durch die Rücksichtnahme auf das Recht des Nächsten. Ich darf meine Zigarre nicht rauchen im Koupee für Nichtraucher. Auf meinem Klavier darf ich nicht spielen zur Nachtzeit, wenn es andere Leute stört. Ich muß mir die Expropriation meines Eigentums gefallen lassen, wenn kommunale Rücksichten es notwendig machen. Die egoistische Überspannung des Rechtes auf Eigentum wird gezügelt durch die Erfordernisse des Gesamtwohles und der sozialen Zweckmäßigkeit.

Es wird die Zeit kommen, wo das Rechtsgefühl es nicht mehr ertragen wird, daß die unersetzlichen Bodenschätze eines Landes verbraucht werden nach den bloßen Erwägungen der Rentabilität. Es wird unmöglich sein, dem Auslande billigere Kohlenpreise zu gewähren als dem Inlande, weil man darin einen empfindlichen Mangel an Vaterlandsliebe sehen wird. Es wird unmöglich sein, ertragsfähige Zechen eingehen zu lassen, weil man darin Raubbau auf Kosten der Zukunft erkennen wird. Wie weit ist es mit dem kapitalistischen Dünkel gekommen, wenn man den Staat wohl herbeiruft als Handlanger für die Nöte des Kapitals, ihm aber die Türe weist, wenn er im Sinne der Gerechtigkeit vermitteln will. Der Staat, der Hort und Hüter der sozialen Gerechtigkeit, wird Sorge zu tragen haben, daß überall das rechte Gleichgewicht der Interessen zu stande komme.

Was hat nun zu geschehen? Die Bodenreformer und Staatssozialisten plädieren für Verstaatlichung und es ist nicht zu leugnen, daß dieser Besitz für Staatsbetrieb sich eignen würde, aber es könnte geschehen, daß auch in den staatlichen Betrieben die Arbeiter das, was sie vermissen, nicht finden würden.

Wichtiger erscheint, daß für die Arbeiter ein Recht geschaffen wird! Ein schöner Anfang könnte die geplante Novelle zum Berggesetz sein, nur darf man gegründete Bedenken haben, ob im jetzigen Landtage die Novelle eine solche Form gewinnen wird, daß sie einen wirklichen Schutz für die Arbeiter bildet. Im besten Fall wird ein solches Gesetz ein Schritt auf dem Wege zur reichsgesetzlichen Regelung des gesamten Bergarbeiterrechts.

Wie aber die Entwicklung auch sein wird, die Frage nach der Sozialisierung des Rechts wird nicht von der Tagesordnung verschwinden. Die politische Erziehung der Bergarbeiter hat große Fortschritte gemacht. Staunenswert bleibt es, wie das Gefühl der Solidarität alle Interessengegensätze, ja selbst die konfessionelle Spaltung überwunden hat. Der Siebenerausschuß hat das Verdienst, durch seine besonnene Leitung alle Ausschreitungen vermieden zu haben. Die Haltung der Bergarbeiter hat in allen Kreisen Sympathien erweckt, aber mit bloßen Sympathien ist ihnen nicht gedient, sondern mit Taten und Opfern.

Worin soll unsere Gerechtigkeit in dieser Sache bestehen? Nicht in einer schläfrigen Parteilosigkeit der kleinmütigen und zaghaften Seelen, die aller Verantwortung scheu aus dem Wege gehen. Parteilosigkeit ist kurz gesagt politische Unreife. Mit aller Besonnenheit, aber mit aller Energie sollen wir den Weg der sozialen Reform gehen. Die bessere Zukunft macht sich nicht von selbst, aber sie wird herbeigeführt, wo lebendige Willenskräfte sich zusammenschließen zu einem opferfreudigen Ganzen im Kampfe fürs Recht.

Die moderne Gemeinschaftsbewegung in Deutschland.

2. Die Tätigkeit der Gemeinschaften.

Was ist eine „Gemeinschaft"? Das ist eine berechtigte Frage; nur ist sie nicht ganz leicht zu beantworten. Denn einerseits hat das Wort heute eine ganz bestimmte, durch die moderne Bewegung veranlaßte Klangfarbe für unser Ohr, andererseits umfaßt es doch auch die sehr verschiedenartigen Privaterbauungsvereinigungen, deren Ursprünge zurückgehen auf Spener, Bodenstein, Tersteegen, Krummacher und die Siebels am Rhein und an der Wupper; Bengel und Michael Hahn in Württemberg; Knak und Görcke in Pommern, Posen und Westpreußen; ferner auf die Diasporatätigkeit der Brüdergemeinde und die Arbeit der von Chr. Hofmann in Württemberg ausgegangenen chiliastischen Reichsbrüder in Ostdeutschland und den noch lebenden litauischen Bauern Kükort; endlich auf die zwischen 1848 und 1870 gegründeten evangelisierenden Vereine für Innere Mission in Elberfeld, Siegerland (Verein für Reisepredigt), Schleswig-Holstein, Herborn-Dillenburg, Elsaß, Baden, Rheinpfalz und Hessen (letzterer erst 1886 gegründet). Alle diese haben unter einander und mit den modernen Gemeinschaften einen gemeinsamen Zug: Die private Erbauungsstunde neben dem kirchlichen Gottesdienst. Man versammelt sich an bestimmten Abenden in Privatwohnungen, gemieteten oder eigenen Sälen, Vereinshäusern, Schulstuben, gelegentlich auch in Scheunen oder Stallräumen um die Bibel, wobei in der Regel ein „Bruder" (bisweilen Geistliche, lieber aber „Laien") die Leitung hat. Nach dem Gesang eines Gemeinschaftsliedes — bei den älteren sind M. Hahns, Tersteegens, Hillers, bei den neueren die Reichslieder bevorzugt — und dem Gebet des Leiters oder eines älteren Mitgliedes wird ein Schriftabschnitt verlesen und nun entweder durch Vorlesen von Predigten u. a. Erbauungsschriften, oder durch zusammenhängenden Vortrag des Leiters oder — und das wird fast überall angestrebt

— durch gemeinsame Besprechung Vers für Vers ausgelegt. Mitteilung von Lebenserfahrungen und praktische Nutzanwendungen machen das Wort lebendig. Beliebt ist auch vielfach die katechetische Form; doch bedarf es dazu natürlich geübter Leiter. Zum Schluß wird wieder gebetet, oft hintereinander von mehreren, wobei häufig alle Anwesenden knieen. Nach dem Schlußgesang legen die Württemberger Wert auf sofortiges stilles Nachhausegehen, während sich z. B. in Elberfeld bei der als „Tante Hanna" bekannten Frau Faust die anwesenden Brüder, meist Fabrikarbeiter in ihrem Arbeitskostüm, nach Schluß der Stunde ihre Pfeifen anzünden, um noch ein Stündchen gemütlich zusammen zu bleiben.

Mit der gemeinsamen Erbauung ist indes nur bei den älteren Gemeinschaften, vor 1848, der Hauptzweck erreicht. Es waren die „Stillen im Lande", die sich von der „Welt" zurückzogen. Die hier gesammelten religiösen Kräfte kamen fast ausschließlich der äußeren Mission zu gut. Das Revolutionsjahr und Wichern haben dann in den oben genannten Vereinen Gemeinschaften ins Leben gerufen, die neben der Erbauung Evangelisation pflegten. Ursprünglich sollte eigentlich — das betonte man besonders in Baden — jedes Glied der Gemeinschaft evangelistisch tätig sein, durch Verbreitung von Schriften, persönliches Einwirken auf andere und persönliche Samariterarbeit. Indes wird in Wirklichkeit fast durchgängig die evangelistische Tätigkeit durch Reiseprediger geübt, die von den einzelnen durch ihr Geld und ihre Gemeinschaft getragen werden.

Anders wurde das durch die moderne Bewegung. Sie hat zwar auch Berufsarbeiter; aber einmal haben sie von vornherein Massenevangelisation ins Auge gefaßt, während es jenen mehr um die Gewinnung einzelner zu tun war; sodann haben sie mit weit größerer Energie die Mitarbeit aller einzelnen Glieder ihrer Gemeinschaften betrieben und erreicht. Was die modernen Gemeinschaften sein wollen, lassen wohl am deutlichsten die unter Graf Pückler stehenden „St. Michaelsgemeinschaften" in Berlin erkennen. „Wir machen das allen unseren Mitgliedern bei der Aufnahme zur Pflicht: 1) daß sie sich bestreben, selber Christen zu sein, aber 2) daß sie auch geloben, das Werk Jesu Christi an der Stelle, wo sie stehen, mit bester Kraft zu fördern, und wir verlangen von unseren Mitgliedern, daß sie gehorchen, wenn ein Appell an sie ergeht, wenn wir (der Vorstand, oder auch Pückler selbst) sagen: hier ist Not, hier müßt ihr helfen. Und ich kann sagen, im großen und ganzen weigert sich niemand" — so berichtet Pückler 1902 in der „Philadelphia". Wie alle Arbeit und allen Rede des Grafen tragen auch diese Worte einen eigentümlich militärischen Zug. Ein gewisser leidenschaftlicher Drang zum Schaffen und Wirken zeichnet ihn aus, und er versteht diesen Geist offenbar auch seinen Gemeinschaften einzuhauchen. Man evangelisiert dort durch große Versammlungen in den acht teils eigenen, teils gemieteten Sälen der Gemeinschaft, aber auch in den Germaniasälen, fernen auf Straßen im N. und NO. der Stadt, und auf Höfen, wo gesungen und geredet wird, und von wo einzelne Angefaßte möglichst sofort in die Häuser der Gemeinschaften mitgenommen werden. Auch im Grunewald hält man „Zeugnisversammlungen", an die sich möglichst Einzelunterredungen anschließen. Die Gewonnenen werden dann den Gemeinschaften zugeführt. Hier herrscht das Gruppensystem. Jede Gemeinschaft hat eine Männer-, Frauen-, Jünglings-, Jungfrauen-, Konfirmierten- und Sonntagsschulabteilung. Jede Woche versammeln sie sich, außerdem ist wöchentlich öffentliche Versammlung und alle vier Wochen Teeabend. Jede Abteilung ist in Gruppen gegliedert, sodaß also z. B. immer die Frauen, die in einer oder zwei aneinander grenzenden Straßen wohnen, zu einer Gruppe gehören, an deren Spitze eine aus ihrer Mitte herausgewählte Leiterin steht. Bei den Männern hat sich das Prinzip erst allmählich Bahn gebrochen, indes ist es bemerkenswert, daß z. B. gerade an jenen Straßen- und Hofversammlungen Arbeiter lebhaft mittätig sind.*) Aus alledem geht auch das hervorragende Organisationstalent des Grafen hervor, und somit ist seine führende, wenn auch durchaus nicht alleinherrschende Stellung in der Philadelphiabewegung nur natürlich; denn das eben sind die charakteristischen Züge der modernen Bewegung: selbsttätige Mitarbeit aller und straffe Organisation. Längst nicht alle Philadelphiagemeinschaften sind schon organisiert, aber auch da, wo sie vorderhand nur freiwillige, wenn auch regelmäßige Zusammenkünfte zur Erbauung haben, wird von den Provinzialleitern energisch darauf hingedrängt, die, welche Ernst machen und mitarbeiten wollen, zusammen zu rufen und diesen Entschluß vor den Versammelten etwa in Bekenntnis- oder Gebetsform feierlich kund tun zu lassen. Sie bilden die Gemeinschaft und müssen sich bestimmten Ordnungen, auch strenger Kirchenzucht (nach Mt. 18, 15—17a), unterwerfen. Ihre Mitarbeit beschränkt sich nicht auf tätige Teilnahme an den Besprechungen und Gebeten, auch nicht auf Evangelisation, sondern erstreckt sich auch auf Blätterverbreitung, Sonntagsschulhülfe und besonders Anteil an den Rettungsarbeiten der Bewegung. Weißes Kreuz (Keuschheit) und blaues Kreuz (Trinkerrettung) sind nämlich eng mit ihr verbunden. „Gemeinschaftsleute", auch Damen, besuchen Trinkerfamilien, von denen sie hören, holen die Trinker persönlich aus ihren Wohnungen in die Blau-Kreuz-Versammlungen, sammeln die Trinkerfrauen in ihrer Nähe zu Bibelbesprechungen und die Trinkerkinder zu „Hoffnungsbünden", in denen auch die Kinder, um sie nicht Opfer ihres Milieus werden zu lassen, das Gelübde unterschreiben müssen, nicht Alkohol anzunehmen; und üben umfassende Seelsorge an derartigen Familien. Aber auch sonst achtet man auf jede besondere sittliche oder religiöse Not wie auf einen Fingerzeig Gottes. In dem verkommensten Teil einer größeren Industriestadt wurden die Evangelisationsversammlungen durch den Mutwillen der Straßenjugend unangenehm gestört. An diesen Kindern mußte etwas getan werden. Eine zu der betreffenden Gemeinschaft gehörige Dame bespricht sich mit dem zuständigen Pfarrer, der ihr zwar achselzuckend sagt, an denen sei doch alles verloren, ihr aber nichts in den Weg legen will, und sammelt dann die Kinder von der Straße, wie sie gehen und stehen, in eine Wärmehalle, um eine Art Sonntagsschule mit ihnen zu halten. Nun erst sieht sie ganz, wie erziehungsbedürftig und liebeempfänglich diese verwahrloste Schar ist und setzt nun alle Kräfte daran, ihre Herzen „für Jesus zu gewinnen". Auch die Prostituierten werden nicht vergessen. Unter Pücklers Leitung wurde eine Zeitlang im Norden Berlins von einigen Damen „Mitternachtsmission" getrieben, d. h. die Prostituierten wurden von den Straßen weg in nächtliche Evangelisationsversammlungen gebeten, und, falls sie wollten, gleich in das im selben Hause befindliche Zufluchtsheim aufgenommen. Nur aus Mangel an Kräften hat die Mitternachtsarbeit einstweilen aufgehört, aber das Zufluchtsheim besteht. Hier ist auch an das Zufluchtsheim Pella in Guhrau bei Lüben zu erinnern, das die schlesischen Gemeinschaften gegründet haben, und in dem allerlei verfehlte Existenzen, besonders — aber nicht nur — Trinker, wieder auf bessere Wege gebracht werden.

Nachrichten.

Allgemeines.

Zum Streik. Die evangelischen Geistlichen der Synode Dortmund hatten folgenden Beschluß gefaßt:

Die nach Dortmund ordnungsgemäß einberufene evangelische Pfarrkonferenz der Synode Dortmund hält es nach eingehenden

*) Fleisch a. a. O., der neben theologisch klaren und gründlichen Untersuchungen über die Lehre auch einen guten Überblick über Geschichte und Stand der Bewegung bringt.

Beratungen für ihre Pflicht, ihren Gemeindegliedern gegenüber in Sachen des Bergarbeiterstreiks folgendes zu erklären: 1. Wir erkennen die ruhige Haltung der streikenden Bergarbeiter, welche sie nach Ausbruch des Streiks im allgemeinen bewahrt haben, mit aufrichtiger Genugtuung an und bitten sie, ferner sachlich und besonnen auf dem Boden des Gesetzes zu handeln. 2. Wir bedauern, daß die Einigungsversuche der Regierung bisher nicht zum Ziel geführt haben, bitten dringend, darin fortzufahren und erhoffen nunmehr von beiden Parteien williges Entgegenkommen unter grundsätzlicher Anerkennung der Arbeiterorganisationen. 3. Wir begrüßen die Erklärung des Ministers über berggesetzliche und sozialpolitische Reformen, wie sie von verschiedenen Seiten seit Jahren gewünscht worden sind, und erhoffen schleunige und kräftige Durchführung derselben im Interesse dauernden sozialen Friedens. 4. Wir bitten beide Parteien in dieser ernsten Zeit, im Bewußtsein ihrer Verantwortlichkeit vor Gott, sich vom Geiste christlicher Versöhnlichkeit und der Rücksichtnahme auf die Volkswohlfahrt leiten zu lassen.

Über „einen Aufsehen erregenden Fall **geistlicher Unduldsamkeit**“ berichten nach der „Sächs. Arb. Ztg.“ eine Reihe Blätter. Danach hatte eine alte Frau in Coßmannsdorf vor ihrem Tode den Wunsch ausgesprochen, man möge ihr einst folgende Inschrift auf ihr Grab setzen:

„Hier ruht im Mutterschoß der Erde Christiane Wilhelmine Andreas aus Coßmannsdorf, geb. d. 18. Apr. 1815, gest. den 7. Jan. 1904.“

Dem Sohne, der diesen Willen der Mutter ausführen wollte, wurde nun die Anbringung dieser Inschrift auf dem Grabstein vom Ortsgeistlichen untersagt, „da die beabsichtigte Inschrift auf dem Grabe einer Christin unzulässig ist“. Diese Entscheidung des Ortsgeistlichen ist dann im Klagewege vom Kirchenvorstande, von der Kircheninspektion Dresden (unterz. Krug von Nidda und Pfarrer Dunger) und vom sächs. evangel. Landeskonsistorium bestätigt worden. — Armer Schiller! Wie „unzulässig“ war es, daß du in der „Glocke“ vom „dunklen Schoß der heil'gen Erde“ sangst: „Noch auch köstlicheren Samen bergen wir trauernd in der Erde Schoß usw.“ Aber mehr noch: die gerügte Vorstellung von dem „Mutterschoß der Erde“ ist gut biblisch! So heißt es im Buche Sirach 40, 1: „Es ist ein elend Ding um aller Menschen Leben vom Mutterleibe an, bis sie in der Erde begraben werden, die unser aller Mutter ist.“ Und der bekannte Theologe Gottfried Büchner schreibt in seiner Bibl. Real- und Verbal-Konkordanz: „darum heißt die Erde unser aller Mutter, weil wir daraus geschaffen, sie uns Nahrung gibt, und nach dem Teil, welcher daraus gemacht, nach dem Tode in ihren Schoß wieder aufnimmt“.

Möchten doch unsere kirchlichen Organe sich etwas mehr bemühen, sich vor dem Fluch der Lächerlichkeit zu schützen!

Vereine und Versammlungen.

Berlin. Unionsverein (Zweigverein des deutschen Protestantenvereins) in der Aula des Friedrichs-Werderschen Gymnasiums (Dorotheenstraße 13/14), 17. Februar, 8 Uhr. Dr. Ferd. Jac. Schmidt: „Der Protestantismus und die deutsche Wissenschaft.“ 24. Februar, 8 Uhr. Pfarrer Borsch (Eschersheim bei Frankfurt a. M.): „Der Protestantismus und die deutsche Literatur.“

Straßburg. Protestantisch-liberaler Verein. Montag, den 20. Februar. Herr Dr. Kaiser (Straßburg): „Humanismus und Schulwesen in Straßburg in der Reformationszeit.“

Notiz der Redaktion. Die „Chronik“ veröffentlicht aus zweiter Hand Aktenmaterial zum Fall Heyn; wir müssen das dort an die Oeffentlichkeit gekommene nun mit benutzen. Fall Heyn II. also erst in nächster Nummer.

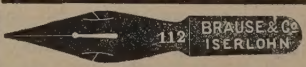
Bremer Orgelbau-Anstalt
Kirchen- und Salon-Orgeln
Wartburgstrasse 84.
Ernst Gehlhar,
Orgelbaumeister.

Wollsachen
werden z. Kleiderstoffen, Buckskin, Teppichen u. Decken umgearb. i. d. Grünberger Wollweberei G. Allmendinger, Grünberg (Hess.)
Proben frei.
Mechanische Weberei.
Handweberei.

Allgemeiner Deutscher Versicherungs-Verein in Stuttgart.
Auf Gegenseitigkeit. Mit Garantie einer Aktiengesellschaft. Gegründet 1875.
Haftpflicht-, Unfall- und Lebens-Versicherung.
Militärdienst- und Brautaussteuer-Versicherung, Sterbekasse.
Gesamtversicherungsstand 600 000 Versicherungen. Monatlicher Zugang 6000 Mitglieder.
Prospekte, Versicherungsbedingungen und Antragsformulare kostenfrei.
Mitarbeiter aus allen Ständen überall gesucht.

Die Religion des Neuen Testaments
1. Reihe der Religionsgeschichtlichen Volksbücher
herausgegeben von Fr. Michael Schiele.
1. Band (über 500 Seiten) in Ganzleinen Mk. 3,40.
Inhalt: Vorwort des Herausgebers — Prof. Wernle: „Die Quellen des Lebens Jesu“ — Prof. Bousset: „Jesus“ — Prof. v. Dobschütz: „Das apostolische Zeitalter“ — Prof. Vischer: „Paulusbriefe“ — Prof. Wrede: „Paulus“.
Für die Bezieher der Einzelhefte halten wir Einbanddecken der „Religion des Neuen Testaments“ I. Bd. zur Verfügung samt Titel, Inhaltsverzeichnis und Vorwort des Herausgebers 70 Pfg. (Porto 10 Pfg.)
. . . So spüren wir überall einen heiligen Ernst, eine umfangreiche Arbeit, eine staunenswerte Offenheit. „Hamburger Nachrichten“, 1. II. 1905.
Gebauer-Schwetschke, Druckerei u. Verlag m. b. H., Halle a/S.

Höchste Auszeichnungen.
Emmer-Pianinos.
Flügel-Harmoniums.
Fabrik Berlin C 89, Seydelstr. 20.
Günstigste Zahlungsbedingungen.
Preisbuch gratis.



Brause-Feder Nr. 112
mit abgerundeter Spitze.
Berühmte Bürofeder. Preis d. Grs. 2.—Mk. — Überall vorrätig, wo nicht, direkt und portofrei ab Fabrik.

5 Stück sortierte, schädelechte 6- u. 8-Ender
Hirschgeweihe
zusammen 20 Mk. Nachnahme.
Georg Fritzmann, Lichtenfels 3, Bayern.

Sachsen-Altenburg.
Technikum Altenburg
Maschinenbau. Elektrotechnik. Papiertechnik. Programm kostenfrei.
Staatskommissar.

Sind Sie mein Kunde, so trag; derselbe enthält viele Kennen Sie meine Waren ein schönes Geschenk zur illustrierten Katalog, welcher ganz umsonst, wenn Sie mir
Friedrich Wilhelm Engels
weltbekanntes Stahl
verlangen Sie neuesten Nachwunderhübsche Neuheiten. nicht, dann sende ich Ihnen Probe, nebst meinem reich 2500 Nrn. u. Artikel enthält, 20 ₰ für Rückporto einsenden.
Dümmen-Gräfrath
Solingen No. 816.
waren-Versandhaus.

Was Sie für Ihren Obst-, Gemüse- oder Zier-Garten an
Bäumen, Pflanzen, Blumen oder Samen
gebrauchen, kaufen Sie gut und preiswert bei
W. H. Kraatz, Rastede in Oldenburg.
Über 4 ha Baumschule, Samenkultur, Kunstgärtnerei.
Übernahme ganzer Gartenanlagen. — Verlangen Sie Preisliste!

Die einzige, hygienisch vollkommene, in Anlage u. Betrieb billigste
Heizung für das Einfamilienhaus
ist die verbesserte Central-Luftheizung. Prospekte gratis u. franko durch
Schwarzhaupt, Spiecker & Co., G. m. b. H., Frankfurt a. M., Elbestr. 17.

Für die Herausgabe verantwortlich: Pastor R. Emde, Bremen, Kirchbachstraße 7. Verlag und Druck von Carl Schünemann, Bremen.